

Er scheint nachteilig
leben zu.
Wegungspreis:
70 Pf. monatlich.
Mit der Wochenbeilage
Dortm. 4. H. 10.
nur 10 Pf. mehr.
Bei der Post mit den
Beilagen:
monatlich 90 Pf.
für die Aufschreibung
u. Rücksendung un-
bedingt eingekauft.
Manuskripte werden
keine Garantie übernommen.

Telephon:
Anschlüsse:
Nr. 408: Redaktion,
313: Geschäftsstelle, Expedition
408: und Druckerei.
404: und Druckerei.
Redaktion und Expedition: Reinoldstraße 19.

Erscheinungszeiten der Redaktion: 12 bis 1 und 6 bis 7 Uhr.
Nachdruck: Mittags 12 bis 1 Uhr; abends 5 bis 7 Uhr.
Sonntags nachmittags und Sonntags geschlossen.

Ämter Nr. 433 (Gehr. Stempel).
Ämter Nr. 434 (Gehr. Stempel).
Ämter Nr. 435 (Gehr. Stempel).
Ämter Nr. 436 (Gehr. Stempel).
Ämter Nr. 437 (Gehr. Stempel).
Ämter Nr. 438 (Gehr. Stempel).
Ämter Nr. 439 (Gehr. Stempel).
Ämter Nr. 440 (Gehr. Stempel).

Ämter Nr. 441 (Gehr. Stempel).
Ämter Nr. 442 (Gehr. Stempel).
Ämter Nr. 443 (Gehr. Stempel).
Ämter Nr. 444 (Gehr. Stempel).
Ämter Nr. 445 (Gehr. Stempel).
Ämter Nr. 446 (Gehr. Stempel).
Ämter Nr. 447 (Gehr. Stempel).
Ämter Nr. 448 (Gehr. Stempel).

Insertionspreis:
Für die Anzeigen 10 Pf.
bei auswärtsigen und am-
lichen Inseraten 35 Pf.
bei Stellenangeboten und
Gehaltsangeboten 25 Pf.
Reklameweile 1,20 Mark.
Erfüllungsort Dortmund.
Derzeitige gewöhnliche Rabatt
erhöht bei Kontanten.
Sonderabzügen und
sonstigen Abzügen.
Für die Aufnahme von
Anzeigen an bestimmt ver-
einbarten Tagen und
Plätzen wird keine Garantie
übernommen.

General-Anzeiger

für Dortmund und die Provinz Westfalen.

Druck und Verlag:
General-Anzeiger Dortmund, G. m. b. H.

Für die Redaktion verantwortlich:
Gef. Redakteur August Saffian, Dortmund;
für Inserate u. Reklamen: J. Reimann, Dortmund.
Berliner Bureau: Berlin SW. Markgrafstraße 19.

Größte und verbreitetste Zeitung im westfälischen Industriegebiet. Unparteiisches Organ für Jedermann.

Zum österreichisch-serbischen Krieg.

Außlands Vorbereitungen. — Englische Staatsmänner über die Lage. — Die Maßnahmen Frankreichs. Die Stimmung der Weltbörsen.

Der Krieg nach zwei Fronten.

Ein Flottenkommandeur schreibt uns:
„Noch immer schwanken wir in der Ungewissheit
zwischen Krieg und Frieden. Wohl selten ist der
Weltkrieg so nahe gewesen wie im gegenwärtigen
Augenblick, der Krieg, der

den die Geschichte je gesehen hat. Da ist es nur
selbstverständlich, daß die europäischen Mächte mit
großem Ernst die Lage betrachten und sich auf alle
Eventualitäten einrichten. Deshalb hört man auch
allenthalben von militärischen Vorkehrungen, die
in allen Ländern getroffen werden. In Rußland
finden fortgesetzt Truppenverschiebungen statt, und
auch, was ganz ungewöhnlich ist, zuerst in der Nähe
der Grenzen gegen Österreich und Deutschland;
dann Rußland weiß, daß es, wenn es in den Krieg
zwischen Österreich und Serbien hineingezogen
wird, es sofort mit zwei Gegnern, mit Österreich
und Deutschland zu tun hat. Da gilt es natürlich,
sich

die Grenzen zu sichern
und zwar ist die Aufgabe der höheren Truppenkom-
mandanten an den Grenzen. Ein bedrohliches Ge-
schehen sind die Truppenbewegungen an der russischen
Grenze deshalb noch nicht; denn dann könnte man
auch die Vorkehrungen der Belgien und die Nieder-
lande an ihren Grenzen getroffen haben, als ein be-
drohliches Moment ansetzen, was bisher jedoch kei-
nem Menschen eingefallen ist.

Trifft doch sogar England, das dem ganzen
Konflikt am fernsten steht und, wenn es nicht will,
vielleicht nie in den Krieg hineingezogen werden
kann, umfangreiche Vorkehrungen. Die erste Flotte
hat jeden Umland zurückgezogen und steht unter
völliger Indiensthaltung. Ja, sogar die zweite
Flotte hat volle Indiensthaltung. Während das bei
der ersten Flotte etwas selbstverständlich ist, muß
es bei der zweiten Flotte auffallen. Für gewöhnlich
hat die zweite Flotte nur ungefähr die Hälfte der
vollen Besatzung an Bord, während die andere,
zwar vorhandene und zum Dienst eingezogene
Hälfte sich in Kasernen oder Kommandos an Land
befindet. Wenn aber die zweite Flotte unter voll-
ständiger Indiensthaltung steht, so heißt dieser Zustand
auf und familiäre Stellen an Bord werden voll
besetzt, d. h.

die Mannschaften von Land werden auf die Schiffe
zurückgerufen,
sodass auch die zweite Flotte sich in demselben Zu-
stande der vollen Bereitschaft befindet wie die
erste Flotte. Verfügbare man ferner, daß Eng-
land sogar Schiffe aus dem Auslande beschleunigt
zurückruft und seine Marine Schulen vorzeitig
schließt, so muß man sagen, daß die englische Re-
gierung recht weitgehende Vorkehrungen für den
Fall eines Krieges getroffen hat.

Ähnliche Maßnahmen sind auch von Frankreich
begriffen worden. Auch dort finden mehr oder
weniger große Truppenverschiebungen an der Ost-
grenze statt, und in den französischen Kriegshäfen
herzucht eine fieberhafte Tätigkeit, wie übrigens
in England auch. Alles ist ein Beweis für die
ernste Beurteilung der Lage, denn manche Vor-
kehrungen gehen über den Rahmen einer gewöhn-
lichen Vorsichtsmaßregel hinaus. Den Anlaß da-
zu mag eine gewisse Nervosität gegeben haben,
die zweifellos bei den meisten Regierungen herrscht.

Vergleichen wir damit einmal,
was bis jetzt in Deutschland an militärischen
Anordnungen getroffen worden ist.

Im Landheer rührt sich bis jetzt gar nichts. Alle
Meldungen, die bisher darüber laut geworden sind,
waren entweder Phantasiegebilde oder sie betrafen
Maßnahmen, die mit den Vorbereitungen für die
bevorstehenden Manöver in Zusammenhang stehen.
Das Einzige, was bisher geschehen ist und vielleicht
mit den Vorkehrungen anderer Mächte verglichen
werden könnte, ist, daß die deutsche Hochseeflotte
ihren Aufenthalt im Auslande abkürzt und einige
Tage früher als ursprünglich beabsichtigt, in die
heimischen Gewässer zurückgekehrt ist. Betrachtet

man aber die äußeren Umstände, unter denen die
Rückkehr der deutschen Flotte bewerkstelligt wurde,
so wird man sehr bald erkennen, daß selbst diese
Maßnahme in gar keinem Verhältnis zu dem steht,
was in anderen Ländern geschehen ist.

Herr Poincaré hatte seine beschleunigte Heim-
kehr nach Frankreich damit begründet, daß die
deutsche Flotte heimbeordert worden sei. Das ist
eine Begründung, die nicht stichhaltig ist; denn die
Rückkehr der deutschen Flotte und die beschleunigte
Heimreise des Herrn Poincaré lassen sich schlechter-
dings überhaupt nicht mit einander in Verbindung
bringen. Es handelte sich um eine einfache Heim-
fahrt ohne besondere kriegerische Maßnahmen, die
den französischen Präsidenten hätten veranlassen
können, seine Rückkehr nach Paris zu beschleunigen.
Nicht einmal ihr Marschtempo hat die Flotte be-
schleunigt, sondern ist in gewöhnlicher Fahrt nach
Hause zurückgekehrt und hat dort ihre Heimathafen
aufgesucht. Und zwar sind die Schiffe des Nordsee-
geschwaders gestern abends in die Ostsee geschwa-
delt, heute früh in Wilhelmshaven bezw. in Kiel
eingetroffen. Sie haben also ihre gewöhnlichen
Hafenstädte bezogen.

Auch eine Konzentration der Flotte, wie etwa
in England, hat nicht stattgefunden. Das muß an-
gesehen der Nervosität, die in anderen Ländern
herrscht, besonders hervorzuheben werden. Man
sieht also, daß Deutschland

der zweifellos schwierigen Situation in
voller Ruhe gegenübersteht.

Das ist ein Beweis von selbstherrlicher Kraft nicht
nur, sondern auch von einem guten politischen Ge-
wissen. Gerade dieses ruhige Verhalten Deutsch-
lands wird viel dazu beitragen, die Kriegsgefahr
zu verringern. Es ist auch kein Zufall, daß gerade
die deutschen Börsen die beunruhigende politische
Situation bisher am besten überstanden haben,
während in allen anderen Ländern eine mehr oder
weniger starke Devalve herrscht.

Das ist besonders bemerkenswert angesichts der
Tatsache, daß Deutschland im Falle eines Krieges
die schwierigste Stellung

hat. Es muß also unter allen Umständen einen
Krieg nach zwei Fronten führen, nach Osten und
nach Westen und zwar nicht nur zu Lande, son-
dern auch zu Wasser. Denn es ist ganz selbstver-
ständlich, daß wir bei einem etwaigen Krieg mit
Rußland die russische Ostseeflotte nicht außer Be-
rücksichtigung lassen können. Ein Teil unseres Geschwa-
ders muß unter allen Umständen nach dem Osten
disponiert werden, um die russischen Kriegsschiffe
in Schach zu halten; denn sonst könnte die russische
Flotte, wenn man ihr den östlichen Teil der Ostsee
überläßt, die Ostprovinzen in einer unerwünschten
Weise beunruhigen und den deutschen Handel
verkehr vollkommen lahmlegen.

Ist die russische Ostseeflotte auch nicht sehr groß,
so verfügt sie doch über moderne Schiffe und es muß
hier besonders hervorgehoben werden, daß die
russische Flotte viel besser ist als ihr Ruf, jedenfalls
besser als die französische, und unserer Marine ein
ganz Teil zu schaffen machen wird. Es kann keine
Rede davon sein, daß ein Seekrieg mit Rußland
für uns ein einfaches Scheitern wäre, zumal
die russische Flotte höchstwahrscheinlich wieder, wie
im Krieg mit Japan die Defensive vorziehen und
sich hinter Mienen und dergl. verborgen halten und
die deutschen Schiffe an sich herankommen
lassen wird.

Aber selbst dann, wenn es uns gelänge, der
russischen Ostseeflotte leicht Herr zu werden, bleibt
uns immer noch die nicht leichte Aufgabe, den
Verkehr durch den Vermeiden für unsere Handels-
schiffe freizubehalten und gegen die französischen
Schiffe zu sichern. Der Hauptteil der französischen
Flotte, von der übrigens die Marineachse keine
all zu hohe Meinung haben, ist allerdings im Mit-
telmeer konzentriert; immerhin aber haben die
Franzosen auch an ihrer Nordflotte einige Schlach-
tkreuzer liegen, die unserer Handelschiffahrt ge-
fährlich werden, ja den gesamten deutschen Schiff-
verkehr durch den Vermeiden unterbinden könn-
ten. Gegen diese französischen Seekreuzerflotte müßte
die deutsche Flotte vortreten. Die große Schwierig-
keit dabei ist, daß sorgfältig
die rückwärtige Verbindung nach der Nordsee

aufrecht erhalten werden muß, weil man über die
Haltung Englands immer noch im ungewissen ist,
andererseits aber die deutsche Flotte natürlich
keine Maßregeln treffen darf, die als ein feind-
seliger Akt gegen England ausgelegt werden könn-
ten. Man sieht also, daß die Aufgaben, die ein
etwaiger Krieg nach zwei Fronten dem deutschen
Admiralstab stellen würde, überaus schwierig sind.
Um so schwieriger, als unsere Flotte nicht so groß
ist, daß sie ohne weiteres auf eine solche doppelte
Kriegsführung eingerichtet wäre, wie es z. B. bei
unserem Landheer der Fall ist, das von vorne-
herein mit einem Krieg nach zwei Fronten gerech-
net hat und alle seine Maßnahmen darauf einge-
stellt hat. Um so mehr verdient die ruhige und
besonnene Haltung unserer Regierung uninge-
schämte Anerkennung.

Eigener Depeschendienst des General-Anzeigers.

Die russischen Rüstungen.

London, 30. Juli. Neuer erhielt die Mit-
teilung, daß gestern Abend eine teilweise Mobil-
machung der russischen Truppen im Süden und
Südwesten befohlen wurde. (Wir konnten die Mo-
bilisierung bereits in unserer gestrigen Nummer
melden, Red.) Die beschränkte sich auf die Militär-
distrikte von Kiew, Odessa, Moskau und Kasan. In
jedem der Distrikte stehen 4 Armeekorps in Ari-
denstärke, also insgesamt 16; die Mobilisierung
verwandte die 16 Armeekorps in 32. Die Mobil-
machung betraf nur die österreichische und
nicht die deutsche Grenze.

Kasan ist der Zentraldistrikt, von dem die Reserven
für die Westgrenze herangezogen würden. — Der
Lokalanzeiger schreibt dazu: Wir möchten auch
heute die Nachricht des neuerlichen Bureau für
übertrieben halten, denn im Falle der Rich-
tigkeit würde daraus hervorgehen, daß Rußland nicht
nur vorbereitende Maßnahmen zur Mobilisierung
ergriffen, sondern bereits Reserven einzieht, denn nur
so könnten die 16 russischen Armeekorps verdoppelt
werden.

Aufregung in Petersburg.

Petersburg, 30. Juli. Die Kanonade vor
Belgrad hat hier große Aufregung verursacht. Man
ist nunmehr jeden Augenblick auf das Erscheinen
des Mobilisationsmanifestes gefaßt. Wie ver-
lautet, betrachtet die russische Regierung das erste
organisierte Vorgehen der österreichischen Armee
gegen Serbien als Kriegshandlung. In Peterhof fand
gestern ein Ministerrat unter dem Vorsitz des
Zaren statt.

Der Zar an seine Offiziere.

Petersburg, 30. Juli. Die Aspiranten der
Marineschule wurden in Gegenwart des Kaisers
zu Offizieren ernannt. Bei dieser Gelegenheit
sagte der Kaiser u. a.: „Ich habe befohlen, Sie an-
gesehen der ersten Ereignisse, die Rußland jetzt
durchzumachen hat, zusammenzurufen. Während
des Dienstes als Offizier, der Sie erwartet, ver-
gessen Sie nicht, was ich Ihnen sage: Glauben Sie
an Gott und haben Sie den Glauben an den
Herrn und die Größe unseres mächtigen Reiches.“
Nach diesen Worten wurden stürmische Hurrauf-
läute.

Die englischen Parlamente über die Lage.

London, 30. Juli. (Unterhaus.) Asquith
erwiderte auf eine Anfrage Bonar Law: Die dem
Hause bekannt ist, erfolgte gestern die Kriegs-
klärung durch Österreich-Ungarn gegen Serbien.
Die Lage ist in diesem Augenblick
von großem Ernst.

und ich kann zweckmäßigerweise nur sagen, daß die
Regierung in ihren Bemühungen nicht nachläßt,
alles, was in ihrer Macht steht, zu tun, um das
Krisis eines möglichen Konfliktes zu umschreiben.
Walter Guinness fragte, ob die Regierung Nachrich-
ten über den angeblichen revolutionären Ausbruch
in Rußland-Polen erhalten habe. Asquith erwiderte:
Nein! John Lubbock fragte, ob Lord George sich
mit der Vant von England in Verbindung gesetzt
habe, um eine Versammlung der Bankiers einzu-
berufen, damit Schritte unternommen würden, um
zur gegenwärtigen Finanzlage Stellung zu nehmen
und, falls dies nicht geschehen sei, ob er die Zwei-
mächtigkeit eines sofortigen derartigen Schrittes er-
wägen wolle. Lord George erwiderte, er habe
mit der Vant von England Rat gepflogen und es
sei ihm gesagt worden, daß gegenwärtig nichts in der
Finanzlage eine derartige Anregung notwendig und
zweckmäßig erscheinen lasse.

London, 30. Juli. (Oberhaus.) In Beant-
wortung einer Anfrage Lord Lansdownes sagte
Lord Morley, er habe sehr wenig über die Lage mit-
zuteilen. Ganz Europa sei wie

aus einem Traum erwacht.
Es sei sich der weitreichenden Möglichkeiten, die sich
angeblich der Kriegserklärung eröffnen, lebhaft
bewußt. Was den besten Weg betreffe, den Krieg
von den zunächst nicht unmittelbar betroffenen Ge-
bieten abzuwenden, so seien alle anderen Länder
hierüber in Unterhandlungen begriffen. Ueber den
Anteil der britischen Regierung an diesen inter-
nationalen Verhandlungen sei dem bereits gestern
Gefagten nichts hinzuzufügen. Die Regierung werde
ihre Bemühungen unablässig fortsetzen, da sie mit
allen Komplikationen und Schwierigkeiten der euro-
päischen Situation voll vertraut sei. Sie werde
nicht von den Anstrengungen ablassen, der Sache
des internationalen Friedens zu dienen, um so eine
ungeheure Katastrophe zu vermeiden.

Bedrohliche Maßnahmen Frankreichs.

Berlin, 30. Juli. Die „Arcus“ läßt sich
berichten: Paris, 29. Juli. Aus zuverlässiger
Quelle verlautet: Eine Mobilisierung der fran-
zösischen Armee ist bisher nicht angeordnet worden,
dagegen werden heute abend sämtliche Deckungs-
truppen an der Ostgrenze konzentriert bleiben, ins-
gesamt 280 000 Mann. Alle Regimenter, die sich
an den Truppenübungsplätzen befanden, sind in
ihre Garnisonen zurückgekehrt.

Telegraphische Befehle sind an alle Befehden
ergangen, die nötigen Vorbereitungen zu treffen,
falls die Ereignisse eine Mobilisierung notwendig
machen sollten. Alle Festungskommandanten der
Ostgrenze haben Befehl erhalten, ihre Pläne in
volle Kriegsbereitschaft zu setzen.

Diese Maßnahmen sind als Präventivvorkehrungen
anzusehen, da Frankreich für alle Fälle gerüstet
sein muß.

Genf, 30. Juli. Von der französisch-schweizeri-
schen Grenze werden Truppenbewegungen anmel-
det. So wurde Artillerie von Yverdon nach Verbun
dirigiert. Ueber weitere französische Maßnahmen
an der französischen Ostgrenze wird berichtet:

Rancy, 30. Juli. Drei Artillerieregimenter,
die auf dem Truppenübungsplatz Schiedsbüngen
vollendet hatten, erhielten telegraphisch Befehl, so-
fort mit der Eisenbahn zurückzufahren und treffen
nach während des Tages in Louls und Rancy ein.
Desgleichen sind verschiedene Infanterieregi-
menter der 42. Division, die nach dem Truppenlager
von Ghelond unterwegs waren, eiligst nach Bar-le-
Duc und Verbun zurückgekehrt. Alle in Urlaub be-
findlichen Offiziere sind telegraphisch zurückgerufen
worden. Auf sämtlichen Bahnhöfen wird alles zum
Transport von Kriegsmaterial und Truppen vorbe-
reitet.

Die Situation in Frankreich.

Berlin, 30. Juli. Wie uns von deutschen
Landesleuten, die gestern Abend aus Paris zurück-
gekehrt sind, mitgeteilt wird, verlassen zahlreiche
Deutsche mit Frau und Kind die französische

Hauptstadt. Dortige maßgebende deutsche Kreise
vertreten den Standpunkt, daß diejenigen Deut-
schen, die über Geldmittel verfügen und abhän-
gig sind, gut tun, Paris sofort zu verlassen. Von
anderer Seite werden uns Beobachtungen mitge-
teilt, die auf einer Geschäftsreise im Osten der
Republik gemacht worden sind: Danach

wimmeln alle Bahnhäuser
von Militär.

Der Nachschubweg Paris—Paris befördert über
500 Soldaten sämtlicher Waffengattungen. An
allen kleinen und größeren Stationen dieser Strecke
stehen Hunderte von Personen- und Güterzügen
zur Abfahrt nach der Grenze bereit. Der Stations-
vorsteher von Nancy deutete mit dem Finger auf
sie und flüster: „Auf zur Grenze!“ Die Gruppen
begießen sie mit dem Zuruf: „Es lebe der
Krieg!“ Die Personenzüge, die der Expression in
den kleineren Stationen überholt, sind mit Sol-
daten besetzt. Mehrere Militärzüge, dicht besetzt
mit Truppen, gehen zwischen 8 und 9 Uhr früh
vom Ostbahnhof nach Nancy und der Grenze ab.

Weiter meldet ein Telegramm: Aus der Nor-
mandie und anderen hauptsächlich Getreidebau-
treibenden Gegenden Frankreichs macht sich infolge
der Einberufung der Rekruten ein Mangel an
Erntearbeitern bemerkbar.

Wir brauchen wohl kaum hinzuzufügen, daß
diese Mitteilungen nichts Überraschendes haben.
In Frankreich wie in Rußland sind unverkennbar
militärische Maßnahmen im Gange. Welche Be-
deutung ihnen für Österreich-Ungarn und für
Deutschland beizulegen ist, wird sich binnen
kurzester Zeit entscheiden müssen.

Die „Agence Havas“ bemerkt, daß die Gerüchte,
wonach die Regierung die Einberufung eines oder
mehrerer Reservistenjahrgänge beschloßen habe, un-
richtig seien. Die Regierung beschränke sich darauf,
die Sicherheitsmaßnahmen zu treffen, die durch
die Umstände erforderlich geworden sind.

Paris, 30. Juli. Die Regierung hat eine
vom „Patriote libéraliste“ organisierte Versam-
lung verboten, die heute abend stattfinden sollte.
Die Regierung ist der Meinung, daß es unmöglich
sei, unter den gegenwärtigen Umständen eine der-
artige Versammlung zu dulden, in welcher die
Rechner möglicherweise über die Mittel sprechen
könnten, einer

Mobilisierung Schwierigkeiten zu
bereiten.

Die Regierung erklärt, daß sie ihre Bemühungen
um die Beilegung des Konfliktes fortsetze und auf
den Patriotismus des ganzen Volkes rechne, damit
es begreife, daß die nationale Einmütigkeit nie-
mals vollständiger als jetzt sein könnte.

Rundgebungen in Wien.

Wien, 30. Juli. Die gestrigen Kundgebun-
gen übertrafen alle bisherigen weit an Stärke und
Kriegsbegeisterung. Sämtliche Veteranenvereine
und Kriegerkorps veranstalteten vor dem Rat-
hauses patriotische Kundgebungen, an der eine
tausendköpfige Menge teilnahm. Der Bürger-
meister hielt eine Rede, die mit begeisterten Ova-
tionen auf den Kaiser und die Armee, auf Öster-
reich, den Kaiser Wilhelm und Deutsch-
land ausgenommen wurde. Darauf zog die
Menge vor das Deutschmeisterdenkmal und vor
das Kriegsministerium, wo sich im Laufe des
Nachmittags ungeheure Menschenmengen ansam-
melten. Hier fanden stürmische Verbrü-
derungsfeiern statt, und der Jubel wollte kein Ende
nehmen. Die Kundgebungen dauerten bis in die
späten Abendstunden hinein.

Kronrat in Rom.

Rom, 30. Juli. Der König ist gestern vor-
mittag nach einer kurzen Kreuzfahrt im Mittelmeer
hier eingetroffen. Er empfing sofort den Kaiser-
präsidenten Salandra in Audienz. Am Nachmittag
empfangt der König den Minister des Auswärtigen,
di San Giuliano, und die Chefs des Generalstabes
und des Admiralstabes. — Die halbamtliche
„Agenzia Stefani“ bringt folgende Notiz: Die in
einigen Blättern veröffentlichte Nachricht über
Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Minister

Präsidenten und dem Minister des Äußeren hinsichtlich der Haltung Italiens während des Konfliktes entgegen jeder Grundidee.

Eine geheime Sitzung des internationalen Sozialistenbureaus.

Brüssel, 30. Juli. Das internationale Sozialisten-Bureau hat sich heute im Volksbause zu Brüssel zu einer Beratung über die internationale Lage versammelt. Die Delegierten aller Länder waren vollständig anwesend. Von Frankreich waren 5 Vertreter unter Führung Jaures erschienen.

Die deutschen Sozialisten waren durch Kautsky und Rosa Luxemburg, die österreichischen durch Adler und die russischen durch Rudnowitsch vertreten. Die Versammlung wurde geheim gehalten. Es verlautet, daß die russischen Delegierten erklärten, es herrsche gegenwärtig das tiefste Elend infolge der Mangel in Rußland.

Eine allgemeine Mobilisierung würde zweifellos die Revolution in zahlreichen großen Städten zur sofortigen Folge haben. Die Delegierten gaben in dieser Hinsicht die zuverlässigsten Beweise.

Die Kanonade von Belgrad.

Semlin, 30. Juli. Ueber den Kampf bei Semlin, bei dem es auch zu einem Bombardement der Stadt Belgrad kam, sind noch folgende Einzelheiten mitzuteilen: Das Dampfschiff „Jozeph“ der Donaudampfschiffahrtsgesellschaft fuhr mit drei Schiffschiffen begleitet von drei Monitoren gestern nacht die Save aufwärts.

Um 2 Uhr nachts wurde es vom serbischen Ufer beschossen, wobei etwa 1000 Schuß abgegeben wurden. Darauf erwiderten die Oesterreicher das Feuer, und auch die Geschütze der Monitoren und die bei den Landungsbrücken aufgestellten Geschütze nahmen an dem Feuer teil. Ein Teil der Belagerung und mehrere Militärgelände wurden durch das Granatfeuer zerstört.

Die Kanonade dauerte bis 6 Uhr morgens. Auf österreichischer Seite wurde nur ein Offizier verwundet. Morgens um 7 Uhr herrschte Ruhe. Die serbischen Truppen wurden auf die Anhöhen bei Belgrad zurückgezogen. Vorher hatten die Serben die Eisenbahnbrücke über die Save gesprengt. Ein Drittel der Eisenkonstruktion hängt herab. Bei der Sprengung mußten die serbischen Truppen große Verluste erlitten haben.

Gerüchte über ein größeres Gefecht.

Wien, 30. Juli. Nach einer hierher gelangten Meldung hat an der Grenze des Sandstals ein großes Gefecht stattgefunden. Drei serbische Divisionen griffen die österreichischen Truppen an. Sie wurden von den Oesterreichern zurückgeworfen und dann gezwungen, die Waffen zu strecken. Angeblich sind auf österreichischer Seite 200 Mann gefallen; auf serbischer Seite fielen 800 Mann.

Diese Nachricht ist mit Zweifel aufzunehmen, denn es ist zu erwarten, daß jetzt noch weitere Nachrichten über erhebliche Kämpfe kommen werden, doch wird man diesen skeptisch gegenüberstehen müssen, solange der österreichische Aufmarsch nicht beendet ist.

Wichtige Beratungen im Neuen Palais.

Potsdam, 30. Juli. Gestern in später Abendstunde fand im neuen Palais eine Konferenz beim Kaiser statt, zu der der Reichskriegsminister, Staatssekretär v. Jagow, der Kriegsminister, der Staatssekretär des Reichsmarineamts, der Chef des Großen Generalstabes und der Chef des Admiralstabes, sowie die Admirale des Ost- und Norddeutschen Meeres und mehrere Herren des Reichsmarineamts erschienen waren. Die Konferenz dauerte bis in die späte Nachtstunden. Gestern nachmittags war Prinz Heinrich beim Kaiser eingetroffen.

Rückkehr der deutschen Flotte.

Berlin, 30. Juli. Die deutsche Flotte ist in ihre Heimathäfen zurückgekehrt, und zwar die Norddeutsche nach Kiel, die Süddeutsche nach Wilhelmshaven, die der Ostsee heute früh nach Kiel. Auch die letzten Torpedobootflottillen sind aus Ostland in Wilhelmshaven eingetroffen. Somit befindet sich die ganze deutsche Flotte in den heimischen Gewässern. Aus Ostland sind noch 2000 Mann, die das deutsche Schiffschiff „Ostia“ bis zum 2. August in Riga auf Fort zum Besuch verweilen sollte, heute morgen eilends abmarschiert. Da viele von der Mannschaft auf Urlaub an Land befanden, suchten ihre Kameraden die Nacht hindurch in Ostland und brachten sie ein Verb zurück. Die „Ostia“ die während der Nacht unter Dampf gefahren worden war, eine sofort, nachdem der alte Mann an Bord gekommen war, nach der Nordsee ab.

Balken über Krieg und Frieden.

Hamburg, 30. Juli. Generaldirektor Balken äußert sich im Hamburger Korrespondenten über die politische Lage im allgemeinen so, wie es heute der Auffassung aller verständlich und dementsprechend ist. Er behauptet, daß die deutsche Entscheidung über Krieg und Frieden in Petersburg liegt. Da aber Frankreich den christlichen Bund nach Frieden haben dürfte, so sei gerade auf Frankreichs Abneigung gegen einen Krieg die Hoffnung auf Frieden nicht unbegründet, weil sich Paris immer noch an wirtschaftlichen und politischen Beziehungen zu England befindet, und die höchsten Stellen — das ist die politische Welt — sehen keinen Grund, gegenwärtig Maßnahmen zu treffen, die auf den Fall gerichtet seien, daß England aktiv an einem kriegerischen Konflikt teilgenommen habe. Man dürfe also England heute ausschließen, wenn man von den Parteien spräche, die geneigt seien ihre militärische Kraft für die eine oder die andere Gruppe in die Waagschale zu werfen. Zum Schluß äußerte Herr Balken, daß die deutsche Politik immerhin wohl noch einige Zeit andauern werde. Das sei für Weltberichter und Weltbetrachter eine außerordentlich ernste Aufgabe, die aber mit Ruhe und Geduld ertragen werden müsse.

Wirtschaftliche Vorsichtsmaßnahmen deutscher Städte. Straßburg, 30. Juli. Der Gemeinderat der Stadt Straßburg sah in seiner gestrigen Sitzung den Beschluß, einen öffentlichen Aufruf zu erlassen, um die Bevölkerung, die infolge der Unsicherheit der Lage andauernd in größter Erregung ist, zu beruhigen. Ganz besonders soll vor dem Run auf die Sparkassen gewarnt werden. Durch den Umstand, daß sich ein großer Teil der Bevölkerung für einen Kriegsfall verproviantiert hat, sind die Lebensmittelpreise in die Höhe getrieben worden. Die Stadtverwaltung will auch hiergegen Maßnahmen ergreifen.

Die Stimmung der Weltbörsen.

Berlin, 30. Juli. Der Börsenverkehr hat folgenden Beschluß gefaßt: Der Terminverkehr wird auf weiteres stillgesetzt. Zur Abwicklung von Juli-Engagements wird soweit möglich um 1½ Uhr eine Ausrufstellung vorgenommen. Kursnotierungen werden aufrechterhalten.

Einstellung des Berliner Ultimohandels.

Die Berliner Börse trug der unsicheren politischen Situation heute dadurch Rechnung, daß sie auf Beschluß des Börsenvorstandes die regelmäßigen Ultimotransaktionen überhaupt ausfallen ließ. Sie bezweckte auf diese Weise, Spekulationen, Wucherspekulationen, hauptsächlich solchen des Auslandes, an unserer Börse vorzubeugen.

Rechtlich für Glattstellungen von Verpflichtungen per Ultimo dieses Monats fanden um 1½ Uhr einmalige Ultimotransaktionen statt, die sich fast durchweg unter den gestrigen letzten Kursen hielten. Es traten sehr starke Kursrückgänge hervor. Der Kassamarkt für Aktien zeigte ein etwas besseres Bild, war aber naturgemäß auch matt. Die russische Saluta erfuhr einen neuen Sturz um mehrere Mark, indem sie bis auf 203 Mk. sank. Auch sonst zeigte der Markt der fremden Wechsel alle Merkmale kritischer Spannung.

An der Frankfurter Abendbörse fand ein Terminverkehr nicht statt. Soweit die Kurse der Kasse notierten, liegen sie im allgemeinen eine ruhige Haltung erkennen.

In Paris herrschte wieder eine ausgesprochene Flaue. Notierungen waren rein nominal. In Auslieferungswerten fand kein Verkehr statt. An der Börse ging das Gerücht von einer bevorstehenden Dissonanz, doch war bei der Bank von Frankreich eine Verhütung nicht zu erlangen.

An der Londoner Börse konnte man infolge von Störungsläufen eine feste Haltung beobachten; englische Renditen erhoben sich von 69½ auf 71½. Die Renditen der fremden Renten betrugen ca. 1 Prozent.

Berlin, 30. Juli. Auch an den heimischen Getreidebörsen herrschte eine fieberhafte Erregung. In Berlin wird die Börse gestern einen Rekordbesuch auf. Gleich bei der Eröffnung des Verkehrs war die Kauflust für Getreide und Mehl so stark, daß Weizen und Roggen vorübergehend bis zu 7 Mark anjog. Es war dabei bemerkenswert, daß die Kaufkraft sehr ausgiebig auf Aktien der Berliner Kommisfirma stammte, während Orders aus Paris und Budapest fehlten. (Morgenpost.)

Bern, 30. Juli. Der Verkehr an der Züricher Börse ist gestern nach zweitägiger Unterbrechung wieder aufgenommen worden, doch beschränkten sich die Umsätze auf festverbundene Werte. Mit Rücksicht auf die allgemeine politische Lage, die für die Schweiz unter Umständen schwierige Verhältnisse bringen kann, hat das Direktorium der schweizerischen Nationalbank beschlossen, alle Geschäftsbeziehungen mit Firmen abzugeben, die aus Spekulation, um Kursgewinne zu erzielen oder die für Operationen, die ohne wirtschaftliche Zweckmäßigkeit werden können, Gold- oder Silbermünzen ins Ausland ausführen.

Schließung von Börsen.

Petersburg, 30. Juli. Die Petersburger Börse bleibt am Donnerstag, Freitag und Sonnabend geschlossen. Wenn die Umstände es erlauben, wird sie früher wieder geöffnet werden.

Wien, 30. Juli. Die Wiener Börsenkammer sah gestern den Beschluß, den Börsenverkehr bis auf weiteres einzustellen.

Amsterdam, 30. Juli. In einer Konferenz der maßgebenden Handelskammern wurde die Schließung der Börse beschlossen.

Rom, 30. Juli. Die Börsen von Rom und Mailand haben das Termingeschäft eingestellt.

Kleine Kriegsdepeschen.

London, 30. Juli. Marineminister Churchill wurde gestern nachmittag vom Könige empfangen. Odesa, 30. Juli. Vier hundert hundert große Aushebungen für Serbien, Montenegro, Frankreich und England statt.

Petersburg, 30. Juli. Die deutsche und die österreichisch-ungarische Postkraft werden von allen Seiten durch verstärkte Polizeitruppen zu Pferde und zu Fuß bewacht. Es ist auch verboten, sich auf den gegenüberliegenden Bürgersteigen aufzuhalten.

New York, 30. Juli. Die Versicherungsgesellschaften weigern sich entschieden, ein Schiff zu versichern, das die österreichische Flagge führt.

Wien, 30. Juli. Die Erste österreichische Sparkasse veröffentlicht eine Mitteilung, nach der die Anzahl der Rückzahlungspartien heute 3500 betrug. Diese haben 2½ Millionen Kronen zu rückzahlen. Die Zahl der Einzahlungspartien betrug 500 mit einer Einzahlung von 1½ Millionen Kronen. Es hat den Anschein, als ob die Veranlassung des Publikums große Fortschritte gemacht hat.

Paris, 30. Juli. Die „Agence Havas“ ist ermächtigt, das Gerücht zu dementieren, daß das Ministerium des Innern und die Polizeipräfektur sich anschließen, Ausweisungsbefehle gegen in Paris wohnende Deutsche und Ausländer zu erlassen.

Paris, 30. Juli. Der deutsche Botschafter Freiherr von Schön hatte gestern vormittag mit dem stellvertretenden Minister des Äußeren Wienhausen Martin, neuerdings eine Unterbrechung über die Möglichkeiten einer Lokalisierung des österreichisch-serbischen Konflikts.

Paris, 30. Juli. Nach seiner Rückkehr nach Paris hatte Ministerpräsident Briand eine Unterbrechung mit dem deutschen Botschafter, Freiherrn von Schön, und dem russischen Botschafter Jewolski.

Paris, 30. Juli. Der Ministerrat, der gestern nachmittag unter dem Vorsitz des Präsidenten Poincaré abgehalten wurde, beschäftigte sich ausschließlich mit der auswärtigen Lage.

Bern, 30. Juli. Das Internationale Friedensbureau sandte an den deutschen Kaiser folgendes Telegramm: Im Vertrauen auf das Gerechtigkeitsgefühl und die Friedensliebe, von der Eure Majestät der Welt so viele Beweise gegeben haben, bitten wir Sie dringend, der die Wälder bedrückenden Velleitnung ein Ende zu machen, indem Sie durch Ihre Vermittlung die Beilegung des österreichisch-serbischen Konflikts bewirken.

Stuttgart, 30. Juli. Der Frauenbund der deutschen Friedensgesellschaft hat an den deutschen Kaiser ein Telegramm gerichtet, in welchem er ihn bittet, im Namen von Millionen deutscher Mütter den Frieden zu wahren.

Telegramm des Friedensbureaus an Verdol.

Bern, 30. Juli. Das Internationale Friedensbureau hat an den Grafen Verdol folgendes Telegramm gerichtet: „Der durch die gegenwärtigen Ereignisse verursachten schmerzlichen Bewegung Ausdruck gebend bitten wir Eure Exzellenz dringend, die Möglichkeit einer friedlichen Beilegung des Konflikts nicht gleichgültig von der Hand zu weisen und noch die kritischen Punkte dem Entschieden des Internationalen Schiedsgerichts in Haag oder der Großmächte zu unterbreiten.“

Das erste amtliche Kriegsbulletin.

Wien, 30. Juli. Das Wiener K. K. Telegraphen-Bureau meldet: Die Serben haben gestern um 1 Uhr 30 Minuten früh die Brücke zwischen Semlin und Belgrad gesprengt. Unsere Infanterie und Artillerie hat darauf im Verein mit den Donaumonitoren die serbischen Positionen jenseits der Brücke beschossen.

Die Serben haben sich nach kurzem Kampfe zurückgezogen. Unsere Verluste sind ganz unbedeutend. Gestern gelang es einer kleinen Abteilung Pioniere im Verein mit Mannschaften der Finanzwachen zwei serbische Dampfer, die mit Munition und Minen beladen waren, wegzunehmen.

Die Pioniere und Finanzwachen überwältigten nach kurzem aber heftigem Kampf die an Zahl überlegene serbische Schiffbesatzung, legten sich in Besitz der Schiffe samt deren gefährlicher Ladung und ließen sie von zweien unserer Donaudampfer wegschleppen.

Der Depeschenwechsel zwischen Kaiser Wilhelm und dem Zaren.

Das offizielle Telegraphenbureau teilt uns mit: Die Nachricht, daß Seine Majestät der Kaiser Nikolaus an den deutschen Kaiser ein Telegramm gerichtet habe, wird uns mit dem Einzufliegen bestätigt, daß sich dies Telegramm mit einer Depesche des Kaisers Wilhelm an den Zaren geknüpft habe.

Die „Nordd. Allg. Ztg.“ wird in ihrer heutigen Abendausgabe zu der gestern abgegebenen amtlichen russischen Mitteilung folgendes veröffentlicht:

Der friedliche Ton der amtlichen russischen Mitteilung vom 28. Juli hat hier lebhaften Widerspruch gefunden. Die kaiserliche Regierung teilt den Wunsch an Erhaltung friedlicher Beziehungen. Sie hofft, daß das deutsche Volk sich durch fernere Bemühungen einer maßvollen und ruhigen Haltung in ihren Beziehungen unterstücken wird.

Ein nationaler Arbeiterprotest gegen die Sozialdemokratie.

Essen, 30. Juli. Der Ausschuss des Deutschen Arbeiterkongresses, in dem die christlich-nationalen Gewerkschaften, evangelische und katholische Arbeitervereine, nationale Handlungsgehilfen und Staatsangestelltenverbände mit zusammen 1½ Millionen Arbeitern vereinigt sind, veröffentlichte heute eine Kundgebung, in der es heißt: Einig mit allen nationalgefühnten Volksgenossen in dem Wunsch nach Erhaltung des Friedens, soweit sie mit der Ehre des Deutschen Reiches und seiner

Währungsflucht vereinbar ist, erhebt der Ausschuss des Deutschen Arbeiterkongresses Einspruch gegen die von sozialistischer Seite veranstalteten Kundgebungen. Diese könnten im Ausland den Eindruck erwecken, als sei die deutsche Nation im Falle kriegerischer Verwicklungen nicht einig und geschlossen. Darin liegt eine Gefährdung des Friedens. Das sozialistische Gebaren entspringt einem Agitationsbedürfnis, das geeignet ist, bei den Anhängern jener politischen Gruppe einen trübsinnigen Nachbunkel zu erwecken, der in keinem Verhältnis zu dem geringen Einfluß der Sozialdemokratie im deutschen Volksleben steht, dessen Folgen aber für die Nation und die Arbeiter sehr bedenklich sein können. Der Ausschuss des Arbeiterkongresses stellt fest, daß die große Mehrheit der deutschen Arbeiter und Angestellten mit den sozialistischen Treibern nichts gemein hat und sie entschieden verurteilt. Die deutschen Arbeiter und Angestellten stehen in Fragen der Ehre und der Verteidigung des Vaterlandes mit den nationalgefühnten Volksgenossen aller Stände zusammen.

Italienischer Sieg.

Bengasi, 30. Juli. Zwei unter dem Befehl des Generals Mambretti und des Obersten Martiniello stehende italienische Kolonnen schlugen gestern durch gemeinsames Vorgehen am 27. d. M. etwa 1000 Rebellen, die in ausgereicher Stellung in der Zone von Ankan sich verschanzt hatten, in die Flucht. Die Rebellen verloren 145 Tote und ließen außerdem eine große Menge Waffen und Munition im Stich. Auf Seiten der Italiener wurden ein Reiter und 7 Soldaten getötet, ein Offizier und 27 Soldaten verwundet.

Friede in Mexiko.

Washington, 30. Juli. Nach einer von dem amerikanischen Vertreter Garbajal, Jose Castellar, eingegangenen Depesche haben Carranza und Garbajal der Basis des Friedensabkommens zugestimmt.

Der verwundete Rheider.

Konstantinopel, 30. Juli. Die ärztliche Untersuchung hat ergeben, daß eine Kugel auch die Zunge des Rheider verletzt hat, so daß der Verwundete ohne Sprechen zu können, liegt. Es besteht aber keine Lebensgefahr.

Pastor Schmidt.

Berlin, 30. Juli. Die 67 Jahre alte Rentiere Jenny Meyer aus der Kantenerstraße, an der im Hausflur ein Mordversuch verübt wurde, ist ihren Verletzungen erlegen. Der unter dem Verdacht der Täterschaft verhaftete Pastor A. D. Schmidt feignete nach wie vor, mit dem Verurteilten in Verbindung zu stehen, doch soll das Belastungsmaterial gegen ihn erheblich sein.

Mordversuch.

Berlin, 30. Juli. Gestern abends spielte sich in der Schloßstraße in Steglitz eine blutige Revolverfehde ab. Der Inhaber eines Delikatessengeschäftes unterließ ein Liebesverhältnis mit einem jungen Mädchen aus Charlottenburg, das in letzter Zeit Grund zur Eifersucht zu haben glaubte. Gestern abend ergriff das Mädchen ihren vor dem Geschäftsluke von ihrem Geliebten und gab nach einem kurzen Wortwechsel einen Schuß auf ihn ab. Als sie sich überzeugt hatte, daß der Schuß sein Ziel nicht verfehlt habe, schloß sie sich selbst eine Kugel in die Brust.

Bermischtes.

Wies, 30. Juli. (Die schwarzen Böden) sind, nachdem sie kürzlich in Homburg erloschen waren, oberhalb im Kreise Wörs ausgebrochen und zwar in der Familie eines polnischen Verarbeiters in Homburg bei Wörs. Die Familie wurde isoliert.

Wald, 30. Juli. (Schwere Explosion) In Tübingen in der Provinz Navarra explodierte gestern abend auf dem besten Gaupplatz ein mit Pulver geladener Feuerwerkskörper und verursachte eine entsetzliche Katastrophe. Die Zahl der Toten und Verwundeten wird über 100 geschätzt. Die bisher vorliegenden Meldungen der Einzelheiten lauten sehr verwirrt und widersprechen einander.

Kassel, 30. Juli. (Zwölf Vergleute getötet) Aus Kassa im Regierungsbezirk Braunschweig wird gemeldet: Auf dem im Aufsteigen begriffenen Silberberg bei Kassa 2 Ereignisse sind heute nacht eine schwere Dynamit-Explosion, bei der elf Vergleute und ein Steiger tödlich verunglückten. Die Dynamitexplosion erfolgte gegen 1 Uhr früh in einem engen Gölzraum. In der Gölz befanden sich zwölf Mann, die durch die explodierenden 80 Pfund Dynamit in Fetzen gerissen wurden. Nur ein Vergleute gab noch schwache Bewegungen von sich; er wurde in das Weicheit der Kranenbahn geworfen.

Da die Zeugen des Unglücks sämtlich dem Unglück zum Opfer gefallen sind, ist über die Entstehungsurache nichts zu ermitteln.

(Das Kriegsgericht der Krähen.) Eine eigenartige Beobachtung machte kürzlich der bekannte englische Naturforscher Richardson Witt. Er wanderte durch den Wald, als er plötzlich, wie im Bulletin der Ornithologischen Gesellschaft mitgeteilt wird, durch lärmende Krähenkreise aufgegriffen wurde. Er blieb empor und sah in den Ästen einer mächtigen alten Eiche eine ganze Schar Krähen, die einen wilden Rart vollführten. Einer der Vögel schien gleichsam den Vorsitz zu führen; die anderen gruppierten sich im Halbkreis um diese „Präsidentin“ und schienen eine in der Mitte stehende unglückliche Genossin mit Scheltworten zu überhäufen. Die eine Krähe, die der Gegenstand des Jörnes ihrer Gefährtinnen war, bemühte sich zu antworten. Aber die Mehrheit schien doch recht zu beharren, denn plötzlich ging es wie ein Hitzeln durch den Körper des Vögels, und er fiel benommen auf die Erde. Allein die demütige Haltung schien den Jörn der anderen nicht zu befriedigen; die „Präsidentin“ ließ einen schrillen Schrei aus, und sofort fügten sich nun alle auf die „Angestellte“ und mißhandelten sie, daß die Reden nur so fielen. Dann ließen sie, wie befriedigt über ein vollendetes Urteil, von ihrem Opfer ab.

Die Krähen hatten ihr Kriegsgericht abgehalten. Welchen Vergehen sich freiwillig die Verurteilte schuldig gemacht hat, bleibt das Geheimnis der Krähenwelt.

Simm. Sommergast: „Und so etwas nennt ihr Sommerfrische?“ Bauer: „Wir net, b' Stadlput!“

Politische Uebersicht.

Deutsches Reich. Kaiser und Kronprinz. Berlin, 28. Juli.

Die „Tägliche Rundschau“ teilt mit, wird der Kronprinz, dessen Urlaub beim Generalstab in den ersten Augusttagen endet, morgen nach Potsdam zurückkehren. Er wird morgen früh in Charlottenburg eintreffen und sich von dort im Automobil nach dem Marmpalais in Potsdam begeben, wo er für die nächste Zeit bleibt. Die Anordnungen sind in dieser Weise getroffen, um zu vermeiden, daß der Kronprinz etwa zur Zeit hier in Berlin, woher seinen Willen in den Mittelpunkt von Aushebungen gerückt werde, die sich auf die derzeitige politische Lage beziehen.

Wahlprotest in Labiau-Weslau. Berlin, 29. Juli. Wegen die Wahl des vollen parteilichen Abgeordneten Wagner in Labiau Weslau wird einer Korrespondenz zufolge von konservativer Seite Protest eingelegt werden.

Die Warschauer Zitadelle in die Luft gellogen.

Angesichts infolge eines Mißgeschicks, der in die Munitionskammern fuhr, ist die Warschauer Zitadelle vernichtet worden. Die Meldungen der „Woj. Ztg.“ über dieses Ereignis befragen:

Wien, 29. Juli. Nachrichten, die aus Warschau hier eingetroffen sind, stellen zwar in Abrede, daß in Rußland-Polen eine Revolution ausgebrochen sei, doch ist gestern die ganze Zitadelle von Warschau in die Luft gellogen. Offizielle russische Berichte suchen die Explosion durch einen Mißschlag zu erklären.

Die Anstalt „Noma Reform“ fügt hinzu, daß zuerst das Granatmagazin explodierte. Die Explosion war so stark, daß alle Fensterstücken im Umkreis von zwei Kilometern zertrümmert. Zahlreiche andere Explosionen folgten. Feuerwerke und Mörser waren bald zur Stelle, doch erlosch sich jede Aktion wegen der fortwährend explodierenden Schrapnells und Granaten als unmöglich.

Der Umfang der Katastrophe konnte nach nicht festgestellt werden, jedenfalls beläuft sich der Schaden auf Hunderttausende von Rubeln. Es ist auch noch nicht bekannt, ob und wieviel Menschenleben der Katastrophe zum Opfer gefallen sind.

Die Katastrophe soll sich während eines heftigen Gewitters ereignet haben; da aber schon vor gestern mehrere Bombenexplosionen zu einer gewaltigen Zeit im Warschauer Hauptpostamt erfolgten, liegt es nahe, die beiden Vorgänge miteinander in Verbindung zu bringen.

Die Warschauer Zitadelle, im Nordwesten der Stadt unmittelbar an der Weichsel gelegen, ist Warschau verheerend zerstört, die zur Straße für den Aufstand von 1830 auf Seiten der Stadt selbst in den Jahren 1832-35 erbaut wurde. Sie hat für Warschau in politischer Hinsicht die gleiche Bedeutung wie die Peter-Pauls-Festung bei St. Petersburg, sie ist der Stützpunkt für politische Verbrechen.

Unlängst ist, wie erinnerlich, der Anarchist Semma Sof in dieser Zitadelle gestorben. Der Tische Sof, den das Polentum und vor allem die Arbeiterklasse Russlands den Russen entgegenbringt, konzentriert sich in Warschau auf dieses Werkzeug der russischen Gewaltherrschaft.

Die Zitadelle, die den Namen des Kaisers Alexander I. führt, ist das stärkste Befestigungswerk Warschaus. Ihr gegenüber, auf dem rechten Weichselufer liegt das Fort Stojawski; außerhalb befindet sich im Umkreise von Warschau ungefähr anderthalb Dutzend anderer Forts.

Sport.

Mennen zu Reuß, 29. Juli. 1. Mennen: 1. Nordbahn, 2. Nord, 3. Tanager, Tot. 62. Wob 21, 18, 22. — 2. Mennen: 1. Wiltades, 2. Dons off, 3. Geograph, Tot. 61. Wob 23, 17. — 3. Mennen: 1. Roe Alceste, 2. Wille, 3. St. Wirtin, Tot. 68. Wob 22, 19, 20. — 4. Mennen: 1. Wobcroft, 2. Nordmont, 3. Geograph, Tot. 16. — 5. Mennen: 1. Wobcroft, 2. Wille, 3. Wob, Tot. 20. Wob 17, 16. — 6. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 165, 40, Wob 66, 27, 21. — 7. Mennen: 1. Eigenloß, 2. Sallust, 3. Wob, Tot. 79. Wob 22, 15, 17.

Mennen zu Wismar, 29. Juli. 1. Mennen: 1. Wob, 2. Geograph, 3. Wob, Tot. 28, Wob 17, 100. — 2. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 3. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 4. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 5. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 6. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 7. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 8. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 9. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 10. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 11. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 12. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 13. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 14. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 15. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 16. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 17. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 18. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 19. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 20. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 21. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 22. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 23. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 24. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 25. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 26. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 27. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 28. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 29. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 30. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 31. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 32. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 33. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 34. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 35. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 36. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 37. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 38. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 39. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 40. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 41. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 42. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 43. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 44. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 45. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 46. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 47. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 48. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 49. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 50. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 51. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 52. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 53. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 54. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 55. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 56. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 57. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 58. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 59. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 60. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 61. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 62. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 63. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 64. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 65. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 66. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 67. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 68. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 69. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 70. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 71. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 72. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 73. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 74. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 75. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 76. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 77. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 78. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 79. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, Wob 25, 25. — 80. Mennen: 1. Wob, 2. Wob, 3. Wob, Tot. 30, W

zu nochmals herabgesetzten beispiellos billigen Preisen!

Die Restbestände in weissen Kleidern, Jackenkleidern etc. enorm billig.

Stoffe
Werkstoffe.
Größte Auswahl.
Comp.

Unterhaltungsblatt.

multe der Inspektion den Mann in Schutzhaft nehmen.

Budapest.

Das Bild der ungarischen Hauptstadt zeichnet ein Artikel des „Neuen Wiener Journals“, dem wir folgende Stellen entnehmen: Budapest war schon in den frühesten Morgenstunden ein ganz ungewöhnliches Bild: Die Hauptstadt, die am Sonntag in der Regel später als sonst erwacht, war schon seit der Morgendämmerung unterwegs. Dieses Früherwachen der Stadt war aber auch begründet, mußte man doch nach den Vorgängen in Belgrad voraussehen, daß dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen die Maßnahmen der Armee folgen müssen. Das bedeutet bei weitem noch nicht den Krieg. Aber es bedeutet jene unerlässlichen Verfügungen, welche ein Staat treffen muß, um für alle eventuelle eintretenden Möglichkeiten vorbereitet zu sein. Und das mußte Budapest. Auch Leute, die sich mit der Strategie sonst nicht befassen, nahmen mit Gewissheit an, daß der Sonntag ein militärisch-kritischer Tag sein, mit anderen Worten, daß er der erste Mobilisierungstag sein werde. Und man hatte sich nicht getäuscht. In den frühen Morgenstunden marschierte ein Trupp von Angehörigen der hauptstädtischen Infanterie mit roten, grünen und weißen Plakaten unter dem Arme in alle Teile der Hauptstadt ab. Kurz darauf waren die Plakate an den Häusern angeklebt und wurden von großen Gruppen der Bevölkerung mit begreiflichem Interesse gelesen. Leute, die sich nie gekannt, tauschten Meinungen und Ansichten aus, als ob sie alte Bekannte wären; eine Verdrückung geht vor sich, die die Bogen des Enthusiasmus hoch aufschlagen läßt. Vom Museum her kommt ein großer Trupp von Studenten, die seit den frühen Morgenstunden dort versammelt waren und begleitende Reden hielten. Sie tragen eine ungarische Trikolore, die sie unermüdlich schwenken als Beantwortung der Grüße, die ihnen aus den Fenstern der Häuser zugerufen werden.

Die größte Ansammlung ist vor und in dem Zentralkasernenplatz zu sehen. Zu Fuß, in Automobilen, Equipagen, Mietwagen kommen die euerfahrenden Reiterpiloten und Landsturmflieger, um sich für den Dienst ihres Vaterlands zu melden oder Aufklärungen in Einrückungsfragen zu erhalten. Gegen Mittag ist der Kriegsenthusiasmus auf seinem Höhepunkt angelangt. Die in den Straßen herumziehenden Leute machen an verschiedenen Punkten Halt; begeisterte Reden werden gehalten, patriotische Lieder werden gesungen. Der heilige Regen, der gerade niedergeht, läßt die Begeisterung nicht abflauen.

Am Nachmittag steigt die Stadt ein neues Gesicht. Die Leute strömen in Massen auf die Straße, die Gasse und Hofeinfahrten füllen sich mit festlich gekleideten Menschen. Und da ist gleich eine in der Stadt ansehende, die man auf den ersten Blick anhebt, daß sie heute „eingekleidet“ wurden; denn sie tragen indolente, leichtere Uniformen und gelbe Schuhe. Dies gilt natürlich nur für die Personen des Mannschaftenstandes, die Reservisten, die in ihrer zünftigen Ausrüstungssituation abgestellt wurden, um innerhalb 24 Stunden zu ihren Truppenkörpern abzugeben. In den Kasernen erscheinen die Reservistenoffiziere, die dem Mobilisierungsbefehl Folge zu leisten haben. Sie machen eine sehr gute Figur, die jungen, kräftigen Herren in ihrer schmalen, hochtragenden Uniform mit Feldbinde und Bagelkappe. Inzwischen eilen in endlosen Reihen Mietwagen durch die Straßen; Reservisten, Einrückungsbefehlsgeber, die sich zu den Bahnhöfen. Das Bild der Hauptstadt ist bis zum späten Abend das gleiche; die Mobilisierung geht in flottem Tempo vor sich.

Kragujewatz.

Daß einem von Norden kommenden Feind Belgrad wegen seiner exponierten Lage ohne Schmersch überlassen werden muß, ist schon längst selbstverständlich, und so hat sich denn seit dem ersten Anzeichen eines feindlich-österreichischen Konfliktes die Hoffnung der Serben auf Kragujewatz konzentriert. An der Ausgestaltung der Stadt ist in den letzten Jahren eifrig gearbeitet worden. Kragujewatz dürfte wohl die erste Etappe auf dem Marsch ins Innere des Landes darstellen. Es hat in der serbischen Geschichte eine große Rolle gespielt, und es knüpfen sich zahlreiche bedeutungsvolle historische Erinnerungen an diese Stadt. Ist Kragujewatz doch die erste Hauptstadt des vom türkischen Joch befreiten Serbien gewesen. Hier war es, wo im Jahre 1813 zum ersten Male eine Skupstina einberufen wurde, mit anderen Worten, die Abgeordneten des serbischen Volkes zusammenkamen. In Kragujewatz wurde auch am 6. November 1817 Milosch Obrenowitsch zum Fürsten des zwei Jahre zuvor unabhängig gewordenen Serbien ausgerufen und hier errichtete er auch zuerst seinen Thron. Einundzwanzig Jahre genoss die Stadt die Ehre, Serbiens Residenz zu sein. Dann, im Jahre 1839, zog sein Fürst aus seinen Mauern.

Aber im Volksmunde gilt Kragujewatz bis auf den heutigen Tag noch immer als Ehrenstadt. Durch eine Seitenlinie ist es an die Orientbahn, die Serbien auf der Linie Belgrad-Wid-Brat durchzieht, angeschlossen und liegt auf der reizvollen, fruchtbaren Sumadija-Hochebene, romantisch in einem Kranz von Bergen. Schon von weitem sieht man aus freier Höhe seine roten Dächer leuchten. Allerdings beim Betreten erlebt der Reisende

auch hier die Überraschung, die fast jede große, gelegene Stadt des Balkans unvermeidlich auslöst: der Schmutz und die Verwahrlosung des Ortes sind durch die Umwandlung der Verhältnisse noch länger nicht reiflos hinweggekehrt. Und wenn auch in neuester Zeit Kragujewatz ein modernes Kleid angelegt hat, so ist doch der Grundton noch bei weitem nicht verwischt. Am Marktplatz der heute fast 30.000 Einwohner zählenden Stadt steht das „Kapitol“, Serbiens ein Nationalpalast und eine Bürgerhalle des Volkes: es ist das vom Fürsten Milosch für die Skupstina errichtete Holzgebäude, in dem Fürst Milosch im August 1861 seine berühmte Reformrede hielt, die als die Geburtsurkunde der serbischen Demokratie gilt. Gleich daneben erhebt sich der unter der Regierung Königs Peters ziemlich modernisierte Palast des Fürsten Milosch, der vordem dem türkischen Pascha als Wohnsitz diente. Vor ihm stehen die ersten vom Fürsten Milosch erbauten Gebäude. Als er im Jahre 1815 den Türken den Krieg erklärte, besaß er keine einzige Kanone. Er mußte sich seine Artillerie erst erobern. Bei seinem Tode jedoch hatte bereits zweihundert von den Serben selbst gegossene Geschütze. Sie alle wurden in der nahen Kanonengießerei hergestellt, die heute noch das Arsenal ganz Serbiens ist. Daher sollen ja auch die Bomben gewesen sein, die für den Erzherzog Thronfolger Franz Ferdinand und seine Gemahlin bestimmt waren.

Moltke.

Ueber den nächsten Vindobonaft
Droht es dem Lustgarten her und schallt.

Zwangigtaufend in Schritt und Tritt —
Zwangigtaufend ziehen mit!

Zwangigtaufend in Reih und Glied —
Zwangigtaufend mit einem Lied ...

Sin im zuckenden Vindobonaft
Zum Pariser Platz mit der Nacht am Rhein.

... Heißes Jungvolk, mancher hält warm
Eben sein fanges Mädel im Arm —

Studenten, Manneswürde, Anabergeloff,
Schwarzgelbrotweis bebandelter Stod.

Wie Wogenprall, wie Sturmesebraus
Wogt es zum hohen Tote hinaus ...

Wo Bismard steht, da macht er halt,
Der wandelnde, draufende Menschenwald.

Zwangigtaufend Riefelungen —
Wie Sturmefahren werden Neben geschwungen.

Und weiter: zur Vindobonaft! In schwarzer Zeile,
Zum Generalstab —! Zur Siegesfahle!

In Schritt und Tritt — in Reih und Glied,
Und immer im Winde das Lied, das Lied.

Es düstert die Nacht — es ziehen die Reih'n.
Niemand sieht Einen. Einen aus Stein.

Schmächtig auf seinen Säbel geneigt,
Schon auf dem Sockel steht er ... Und schweigt.

Moltke. Es ist kein Wahn — kein Spuk:
Er spürt, er lauscht dem kommenden Zug.

Zwangigtaufend kommen in Reih'n.
Niemand sieht Einen. Einen aus Stein.

Nun, der geschmiedet den großen Sieg
Mit Herz und Erz. Und immer schweigt.

Sie kommen daher und sie sehen ihn nicht:
Sie singen nur mit erregtem Gesicht.

Von Schwertgeflirr und Wogenprall —
Keiner liest: Moltke, Feldmarschall.

Zwangigtaufend zur Stadt hinein —
Sie alle wollen Hüter sein ...

Sie singen und stürmen erregten Gesichts
Und sehen vom alten Moltke nichts.

Der steht wieder starr auf den Säbel geneigt
Und steht und harret den Morgen ... und schweigt!

Ganz Brenner: im Berliner Tageblatt.

Mannigfaltiges.

Halle a. d. S., 28. Juli. (Bürgermeister Dr. Alexander u. Co.) Seit der Entlassung des früheren zweiten Bürgermeisters von Köslin, Dr. Alexander rechte Thormann, haben sich die Fälle in auffälliger Weise gemehrt, daß irgendein waghalsiger Schwindler auf Grund falscher Papieren sich eine mehr oder minder angenehme Stellung ergaunert hat. Einer dieser Hochstapler hatte sich vor der hiesigen Strafkammer nunmehr zu verantworten. Beim hiesigen hiesigen Arbeitsnachweis war Anfangs März d. J. die Stelle eines Abteilungschefs zu besetzen. Unter den Bewerber befand sich ein gewisser Dr. Gustav Orscheid, der

nach dem von ihm vorgelegten Zeugnis des Magistrats Bodum längere Zeit als Beamter beim städtischen Arbeitsnachweis in Bodum tätig gewesen sei und seinen Posten zur vollsten Zufriedenheit seiner Vorgesetzten ausgefüllt und ihn freiwillig aufgegeben habe. Nach einem weiteren Zeugnis sollte der angebliche Dr. Orscheid beim Gewerkschaftlichen Arbeiter ausbildungsinstitut eine ähnliche Stellung bekleidet haben. Der hiesige Magistrat, gewandt durch eine Reihe neugieriger Stellenanfragen, zog bei den in Frage kommenden Stellen Erhebungen ein, wobei es sich herausstellte, daß ein Dr. Gustav Orscheid dort vollkommen unbekannt sei. Die Ermittlungen ergaben, daß der „Doktor“ identisch war mit dem 28 Jahre alten wegen Betrugs mehrfach vorbestraften Bankbeamten Gustav Orscheid, der früher bei einer Bank beschäftigt war, dort aber entlassen werden mußte. Er gab die fälschlichen Zeugnisse aus, machte aber keine Notlage geltend und behauptete, er sei zu den fälschlichen Zeugnissen gezwungen gewesen, weil es ihm nicht gelungen sei, eine Stellung zu erhalten, obwohl er mehr als 100 Bewerbungsschreiben versandt habe. O. wurde wegen Urkundenfälschung zu einer Zuchthausstrafe von acht Monaten verurteilt, da er zur Zeit noch eine Gefängnisstrafe zu verbüßen hat.

Präsident 28. Juli. (Das in dem Streitfall) zwischen dem Herzog und der Herzogin von Orleans eingeleitete Schiedsgericht hat bestimmt, daß der Herzog seiner Frau eine Jahresrente von 55.000 Kronen zu zahlen und die Witwit zurückzugeben hat.

London, 29. Juli. (Der Herzog von Connaught) nahm, wie aus Kanada gemeldet wird, mit seinem Motorboot an einer Fahrt in Kenora teil, als sein Boot auf einen schwimmenden Baumstamm geriet und zu sinken begann. Andere Boote eilten herbei und konnten den Herzog und sein Gefolge noch rechtzeitig retten. Gleich darauf verschwand das Boot des Herzogs in den Fluten.

— (Der Selbstmörderklub im Gefängnis.) Einem Selbstmörderklub ist man in dem amerikanischen Staatsgefängnis zu Paterson (New Jersey) auf die Spur gekommen. In der letzten Zeit hatten mehrfach Gefangene ohne jeden ersichtlichen Grund Selbstmord verübt. Als nun in diesen Tagen wiederum einer seinem Leben ein Ende setzte, stellte man genaue Nachforschungen an und entdeckte nun, daß die Gefangenen abends beim gemeinsamen Abendbrot durch Ziehen von Strohhalm sich darüber verständigten, wer ins Gras beißen sollte. Der letzte Selbstmörder, Master mit Namen, hatte den kürzesten Strohhalm gezogen, und getrennt den Regeln des Selbstmörderklubs hing er sich auf. Er hatte im ganzen eine Gefängnisstrafe von zehn Tagen zu verbüßen und sah seiner Freilassung, die am nächsten Tage erfolgen sollte, entgegen. Die Gefängnisverwaltung will durch Isolierung der Gefangenen dem gefährlichen Lufzug steuern.

Literarisches.

(Unentbehrliche Werke sind in der Buch- und Musikalienhandlung von G. L. Krüger, G. m. b. H., zu haben.)

Griechens Reiseführer.

Warmisch-Parthenon und die Mittenwalobahn von Reuthe bis Jansbrunn. 2. Auflage. Mit 3 Karten. Preis 1.20. Verlag von Albert Goldschmidt, Berlin W. 35.

Band 42: Marienbad und Umgebung. 17. Auflage. Mit 4 Karten. Preis 1.10. Verlag von Albert Goldschmidt, Berlin W. 35.

Band 43: Karlsbad und Umgebung. 20. Auflage. Mit 3 Karten. Preis 1.50. Verlag Albert Goldschmidt, Berlin W. 35. Die beiden erdigenen 20. Auflage des Griechischen Reiseführers „Karlsbad und Umgebung“ gibt in fursprechender, aber einbegebender Weise dem Karlsbader Kurgast in jeder Hinsicht Auskunft über Reisewege, Wohnungsbereitstellung, Verpflegung, Kurgebrauch, Aerzte usw.

Briefkasten der Redaktion.

1035. 1. In 30 Jahren. 2. 1 Monat.
Banne. Ja.
4. Wetende. Der schriftliche Vertrag ist maßgebend.

3. Verten L. M. Rein.
J. W. Ferner. 1. Ja. 2. Nur der Lohn über 125 Mark.

6. L. Uneres Erachtens nicht, wenn nicht die Mobilisierung von vornherein vorzubeugen war.

8. A. D. 104. Die Lösung der Strafe im Strafregister erfolgt von Amts wegen.

9. 2. 1. Die Kapitalabfindung muß von der Vermögensgegenständlichkeit befreit werden. 2. Wenden Sie sich an die 3. Das ist nicht nötig.

Technik. In der Regel nicht. Besondere Beachtung erfordert nicht.

10. 30. Ja.

11. D. 33. Wenn er keine Marken geklebt hat, kann er die Altersrente nicht bekommen.

12. D. 34. Ist kein Kindnachsorge.

13. 1000. Er muß unterhalten so lange er miltärischfähig ist, sonst wird er eingezogen. Die Höhe der Unterhaltung ist nicht bestimmt.

14. 2. 1. Die Verjährung ist am 31. 12. 1912 eingetreten, wenn die Verjährung nicht für die Verjährung erfolgt ist.

15. 777. Zwei Wetende. 1. Sie sind nicht unterhaltspflichtig. 2. Wir verstehen nicht, was Sie eigentlich wissen wollen. Sie können das Mädchen heiraten mit Zustimmung des Vaters, wenn nicht die Anwartschaftsbescheinigung angeordnet ist.

16. S. S. 838. 1. Ja, aber Sie müssen das Gewerbe anmelden. 2. Sie müssen einen Wanderarbeitsnachweis haben.

17. S. 84.



Tägliche Gratisbeilage zum Dortmunder General-Anzeiger.

Nr. 207. Donnerstag, 30. Juli 1914.

Lisbethas Glück.

Roman von H. Gaber.

(Nachdruck verboten.)

8.

Hansjörg stand auf. Es war ihm mit einem Male ganz heiß geworden. Traude stellte sich an seine Seite. „Ich werde jetzt gehen, Lis; dann treffe ich Papa noch und kann ihm die Sache vortragen. Was auf, der hilft. Und auf jeden Fall würde ich Dir raten, Dich nach einem kleinen Nebenverdienst umzusehen, damit Du nicht einzig und allein auf das Geld aus Hannover angewiesen bist. Nicht wahr — nein, das meiste ich nicht. Aber es gibt ja so viel anderes, Leichtes, was ein paar Mark abwirft. Hoffst Du denn überhaupt noch was zur Verfügung außer dem Vorkaufsgeld?“

Sie nickte. Für dreitausend Mark hatte sie sich deutsche Staatspapiere gekauft. Freilich, das gab nur zehn Mark für den Monat Zinsen, das war nicht viel. Und sie hatte auch schon daran gedacht, eines von ihren beiden Zimmern zu vermieten. Dann mochte sie wenigstens mietfrei, und ihre Hausarbeit und die Wäsche besorgte sie sich selbst; und wenn sie dann noch etwas ergriß, was sie mit Menschen zusammenführte und ihr einen kleinen Verdienst einbrachte, dann war sie versorgt und brauchte das Geld aus Hannover gar nicht mehr.

„Nun, davon kann zunächst noch gar keine Rede sein!“ sagte Hansjörg trocken, als er schon den Türschwengel in der Hand hielt. „Wenn Du nur irgend etwas Schriftliches hättest, worin Du Dir über einen bestimmten monatlichen Mindestlohn versprichst! Dann könntest Du klagen, sobald er nicht pünktlich zahlt oder Späme macht.“

„Klagen!“ rief Lisbetha mit dem abwehrenden die Hände. „Wie, Hansjörg, nie! Heute, die meine Freunde sind, verliere ich, das kann ich nicht!“

Er grünte die Mädeln. „Also, Lis, ich komme wieder, sobald ich mit Papa gesprochen habe.“

Und Du, Traude, bleibe mal noch ein bißchen hier und besprich mit der Lis, wie Du dein neues Seidenkleid machen läßt. Wir gehen nämlich zur Hochzeit nachhause, ganz allein wir beide zusammen, denke nur!“

„Ah, bei wem denn?“ fragte Lisbetha interessiert.

Aber Hansjörg war schon längst die Treppe hinuntergesprungen. Da sah sie Traude bei der Hand und zog sie wieder hinein ins Zimmer, das ein süßer, aromatischer Duft durchzog. Und jetzt wurde dem Kaffee und Kuchen erst die ihm gebührende Ehre erwiesen.

Als auch Traude gegangen war, sah Lisbetha eine Weile nachdenklich vor sich hin. Dann erhob sie sich, holte die Zeitung herbei und suchte das Angehängelte hervor. Ja, Hansjörg hatte so unrecht nicht. Ein kleiner Nebenverdienst würde ihr doch willkommen sein. Etwas, das sie unter die Leute brachte, das ihre Gedanken beschäftigte und das nur wenige Stunden des Tages in Anspruch nahm, das sie nicht zu sehr in ihrer Zeit band und vor allen Dingen sie nicht zu sehr in ihrem stundenlangem Sitzen an der Nähmaschine, Agenduren? Verdrängungen abwechselte — das war ihr nicht gerade sympathisch. Verkauf von Tee und so weiter an Privatfondhäuser? Ach nein, das war doch auch nichts, das viele Umherlaufen! Gesellschaftlerin sein? Dazu reichte ihre Bildung nicht aus, denn sie hatte die Sprachen ja seit ihrer Jugend ganz liegen lassen. Hausbabe oder Repräsentantin etwa? Ja, das wäre wohl, aber wo bliebe dann ihre Selbstständigkeit, ihr geliebtes eigenes Heim?

Doch hier — hier dachte etwas. Das ging vielleicht. Eine Dame wurde gesucht zur Teilnahme an einem kleinen Privatunternehmen, das lohnenden Verdienst versprach. Da wollte sie sich gleich morgen einmal näher erkundigen. Die Adresse stand ja dabei: Hotel Habsburger Hof, Frau Baumann. Das war doch sicher ein reelles Zeichen, wenn man gleich die volle Namensunterkunft in die Zeitung setzte! Und vorzüglich würde sie schon sein — jetzt ja! Nur ein etwas wackelndes Bein, dessen günstige Aussichten sie von vornherein beurteilen konnte.

In dieser Nacht schlief Lisbetha zum ersten Male seit langer Zeit wieder sorglos ein.

Ein heller, sonniger Morgen weckte sie aus traumlosem Schlummer. Lisbetha erwachte mit dem Gefühl der Erwartung irgend eines bedeutungsvollen besonderen Ereignisses; zuerst war es

nur das unbestimmte Gefühl, daß der heutige Tag ihr etwas Wichtiges bringen werde, ohne daß sie sich darauf besinnen konnte, was es wohl sein mochte. Dann aber kam ihr plötzlich die Erinnerung und mit ihr die Hoffnung auf eine bevorstehende Wendung ihres so unruhigen Lebens, unerwartet in seiner grenzenlosen Monotonie, die den Stunden gleichermaßen lief, und brachte Stunde zur Stunde den gleichen Schmerz, die in der geheimen, nie verkündeten Sorge, die mit seinem Größten schmerzende Zeichen in ihre Seele schrie.

Hoffung sprang sie auf und klebte sich an; sie erkannte über sich selbst, als ihr der Spiegel ihr Gesicht widertraf, so lebensfrisch und freundlich sah es aus, ganz anders als sonst. Ordentlich jung!

10. Kapitel.

Der Habsburger Hof war nicht weit. Kurz nach zehn Uhr hatte Lisbetha bereits alles erfahren, was sie zu wissen begehrt; sie schritt mit frohen, leichten, eiligen Füßen durch die Königgräberstraße und das lachende Blau des Himmels spiegelte sich in ihren Augen wider; sie Wangen glühten, und der Kopf mit der blonden Flechtenkrone sah frei und leicht hinterübergelehnt auf den Schultern. Wie stolz sie war, weil sie es sein konnte mit Recht! Hatte sie sich nicht schon eine Krönung begründet? Ja, was jetzt vor ihr lag, war ein Leben der Arbeit, schöner Arbeit. Nicht ein mechanisches Stillsitzen mit seinen Fäden in weichen, blendenden Gewebe, bei dem die Sinne erwidmet und die Gedanken verdrörrten, sondern etwas, das die Hände ruhen ließ und die Gedanken voll in Anspruch nahm, etwas, das den Kopf beschäftigte und das Herz. Ja, das Herz auch.

Frau Baumann, eine resolute, gewandte Dame in den fünfziger Jahren, hatte ihr den Vorkaufsgeld gemacht, mit ihr gemeinsam ein Stellenvermittlungsbüro zu gründen. Das war ja nun, an sich nichts Neues, und Lisbetha wäre auch gar nicht so enthusiastisch an den Gedanken herangetreten, wenn Frau Baumann nicht ganz besondere, eigenartige Ideen dabei entwickelt hätte. Ideen, welche Lisbetha, die ja durch ihre jahrelange Beschäftigung in vornehmen Häusern die Bewirtungsmittel aus eigener Anschauung kennen gelernt hatte, entzündeten. Denn Frau Baumann hatte nicht nur eine Stellenvermittlung in landläufiger Art im Sinne, sondern sie wollte damit die Arbeit verknüpfen, die Dienstboten zu bilden, zu erziehen, sie aus ihrer Sphäre emporzuheben zur freien Tätigkeit selbstbewusster, arbeitsfreudiger Wesen.

Eine Organisation wollte sie schaffen, die es in abendlichen Fortbildungskursen jedem Dienstmädchen ermöglichen sollte, die Lücken der eigenen Erziehung und Bildung auszufüllen, das Interesse für alle Gebiete des menschlichen Lebens zu wecken und zu kultivieren, die Verteilung der Dienstboten bei den Herrschaften so in die Hand zu nehmen, daß das Dienen für die jüngeren mehr ihre Lehre wurde. Lisbetha begriff das alles; sie fühlte mit heimlichem Schauer, wie sie dazu berufen sei, einer ganzen Menschenklasse Licht und geistige Freiheit zu bringen, wie segensreich ihr Wirken sein würde, wie interessant und doch wie mühsam! Denn sie brauchte gar nicht viel dabei zu tun; Frau Baumann wollte alles selbst besorgen, anfangen und in die Wege leiten, wollte einen Saal finden für die Abendkurse, Lehrkräfte und passende Unterrichtsbücher. Lisbetha brauchte nur als Leiterin dem Ganzen vorzustehen, Meldungen anzunehmen und die Herrschaften zu besuchen, um sich an Ort und Stelle zu überzeugen, was den Mädchen dort geboten werde. Und zur Inbetriebsetzung der Sache sollte sie dreitausend Mark einzahlen. Das konnte sie ja; so viel hatte sie gerade noch! Und da Frau Baumann die Staatspapiere nicht nehmen wollte, weil selbstverständlich bares Geld für das Unternehmen notwendig war, so rief sie Lisbetha, ihre Papiere zu verkaufen.

Lisbetha erlief fast in Verwunderung über den Geschäftssinn dieser Frau, als sie über die Art des Vorgehens von ihr belehrt wurde. Bedingungslos sollte sie sich allen Vorschriften, verpackt, sofort alles Nötige zu veranlassen und dafür zu sorgen, daß morgen schon das Geld zu Frau Baumanns Verfügung sei; dann konnte in acht Tagen das

Unternehmen bereits begonnen werden, und Lisbetha sollte nur immer nachdenken über einen recht klangvollen Namen, den man der jungen Organisation geben wollte.

Nach am selben Tage trug Lisbetha ihre Papiere zur Bank und nahm das Geld dafür in Empfang. Und es kam wieder eine Nacht, da schlief sie mit dem Leberbrot auf dem Herzen, das den Rest ihres Vermögens barg, und sie schloß die Hand fest darum und träumte, alles sei wieder darin, was sie damals befehlen hatte, als das Glück zu ihr geflogen war.

Am anderen Tage zählte sie ihrer Teilhaberin die dreitausend Mark in dreizehn blauen Scheinen vor. Frau Baumann stellte ihr eine Quittung darüber aus, verschloß das Geld in einem kleinen schwarzen Lebertäschchen, das sie dem Schreibisch entnommen hatte, und sprach mit der aufstrebenden Lisbetha noch einmal den ganzen Plan durch.

„Also, Fräulein Wendelin, ich möchte zunächst ein geeignetes Lokal, dann annonciere ich ein paar Mal, damit wir über den Anfang hinauskommen. Und ein großes, schönes Schild lasse ich uns anfertigen, das kommt neben die Eingangstür. Alles andere findet sich dann von selbst.“

„Kann ich Ihnen nicht jetzt schon dabei helfen?“

„Ach, es ist zu nett von Ihnen, aber ich möchte doch lieber allein gehen. Nein, nein, liebes Fräulein, wir werden nachher schon Arbeit für Sie haben, schöne Arbeit. Also nochmals — überlassen Sie es mir und warten Sie, bis ich alles besorgt habe und Ihnen Bericht schreibe. Alles andere findet sich dann von selbst.“

Und sie hatte noch einmal die kleine schmale Hand Lisbethas mit warmem Druck umschloßen, hatte ihr seit in die Augen geschaut und ihr freundlich zugewinkt.

In jener Aufwallung schlang Lisbetha die Arme um den Hals der gütigen Frau und küßte sie wiederholt auf beide Wangen. Noch in späteren Jahren mußte sie an diese kleine Szene zurückdenken, an den festen, erdigen Blick und den warmen Händedruck.

Drei Tage vergingen, ohne daß Lisbetha etwas von dem neuen Unternehmen und von ihrer neuen Freundin hörte, drei lange, bange Tage. Endlich hielt sie es nicht länger aus; sie mußte etwas erfahren, mußte Frau Baumann sehen und sprechen. Sie klebte sich sorgfältig an, kaufte unterwegs ein paar frische Rosen und ging nach dem Habsburger Hof.

Als sie den Portier fragte, ob Frau Baumann zu sprechen sei, sah sie jener mit großen, erlauchten Augen an. „Frau Baumann? Ach, Gnädigste! Irren wohl, Frau Baumann ist schon vor drei Tagen abgereist!“

Lisbetha schien es, als drehe sich alles mit ihr im Kreise, als gleite der Boden unter ihr ins Unendliche, als fände die Dede des Weltalls wie eine schwere, erdrückende Last auf ihr Haupt. Sie griff mit der Hand nach einer Stütze und umklammerte das Gitter, das die Treppe abschloß, die zu den oberen Stockwerken führte.

Der Portier sprang eilig herzu und bot ihr einen Stuhl. „Gnädigste Frau, sind nicht wohl? Ja, ja, die Hitze, die unerträgliche Hitze, die macht alle Menschen kaputt! — Soll ich Ihnen ein Glas Wasser besorgen?“

Lisbetha nickte und sank dann schwer auf dem Stuhl nieder. Das Blut, das ihr vorhin bei dem jähren Schreck zum Herzen gehrt war, flüchtete nun wieder fessellost durch ihre Adern, es pochte in ihre Rippen und hämmerte in den Schläfen. Hier lag jener brennende Lippen das kühle Wasser, das der mittelmäßige Mann ihr reichte.

„Ich danke Ihnen,“ sagte sie dann. „Ein plötzlicher Schwindel, weiter nichts. — Ich hatte einen weiten Weg hinter mir. Kann ich die Adresse der Frau Baumann erfahren?“

Der Portier grünte die Mädeln. „Da werde ich Ihnen nicht dienen können. Frau Baumann aufhört, daß sie nach Wien reise. Bist Ihnen etwas daran, daß nach dem jetzigen Aufenthalt der Dame gefordert wird?“

„Nein!“ rief Lisbetha in jähem Schrei. Es wäre ihr schrecklich gewesen, Fremden die Geschichte ihres Unglücks preiszugeben, ihnen zu zeigen, daß sie einer Betrügerin geradeswegs in die Hände ge-

Stellen-Angebot
5-10 Mk. wöchentlich
300 Prozen
Existenz
Stephan & Co.
Sittale
Verre
gesucht
Maschinenverf
Persönlich
Reisende
Buchh
Klempner

... war, das war sie nicht mehr, denn sie hatte
das sie gehört hatte, war es dieser Person nur
dass sie ihm gewöhnlich, der Geld in die Hände
zu bekommen. Sobald sie das sah, hatte sie
wie bereitwillig war Lisbetha gewesen, es ihr zu
bringen — war sie verschwunden auf Zimmerwe-
derlehen!

Lisbetha erhob sich langsam. Eine müde, ge-
brochene Gestalt stand in der Tür der Portierloge,
so gebeugt und gramboll, als sei sie plötzlich um
Jahre gealtert. Es war nicht der Verlust des Gel-
des allein, was Lisbetha so erschüttert hatte; die
Tüde und Bosheit des menschlichen Herzens hatte
ihren tiefen Stachel in ihre vertrauende Seele ge-
graben, und was aus der Wunde hervorquoll, war
Blut, Blut und Galle.

Sie reichte dem Portier ein Geldstück hin. Der
Mann drehte das Zweimarkstück in der Hand und
legte die Hand an die Wange. „Soll ich eine Drosteie
bestellen, gnädige Frau?“

„Nein, danke sehr. Ich denke, die frühe Luft
wird mir gut tun! Ich will versuchen, ein Stüd-
chen zu gehen!“

Lisbetha ging langsam die Königgrätzerstraße
entlang. Am nächsten Platz war sie fast un-
ter die Räder eines Autos geraten. „Ach, ich war
ja alles gleich! Sie schritt mit müden, schlappenden
Füßen vorwärts, ohne Ziel, ohne bewußtes
Denken.“

Schließlich konnte sie nicht weiter, denn vor ihr
lag der Randwehrkanal, das schmale Eisenstück
am Rande der Böschung hemmte ihren Schritt.

Warum? Wer konnte sie hindern, über die
niedrige Einfassung zu springen, bis sie am stein-
ummauerten Ufer stand? Wer konnte ihren Schritt
hemmen, wenn er vorwärts taufte ins Meer? Wer
kann ihr gebrochene Leib in der trüben Luft da
versenken, tiefer und tiefer, und die kaltschiffen lan-
sam darüber hinwegglitten und niemand danach
fragte, daß da unten ein lebensmüdes Herz zu
Nube ging? Warum jagerte sie als?

Sonderbar! In der Minute qualvollsten Le-
bensüberdrußes hatte sie plötzlich der Leichen-
Kinder gedanken müssen; an Hansjörg, der ihr
Nachtbringer bringen wollte über die Mauer aus ihrem
Einschlafstadium bei der „Kurofite“, und an
Traude mit ihrem praktischen Sinn und warmher-
zigen Empfinden. Und in der Erinnerung an sie
verloren die trüben Gedanken an den existenz-
schmerzlichen Verlust. Ja, die Kinder! Hansjörg
in seiner feinen, treuen Art, Traude in ihrem lie-
ben, hausmütterlichen Walten — was würden sie
sagen, wenn sie hörten, daß sie, die Lis, wieder das
Opfer einer Abenteuerin geworden war, und nun
Scham darüber ihrem Leben ein Ende gemacht
hatte?

Nein — das durfte sie nicht! Und schließlich
war der Verlust ein Menschenleben auch nicht wert.
Sie hatte ja noch das große Geld, das sie Dürn-
bergs gegeben hatte; war das Einkommen daraus
auch nicht hoch, so war es doch immerhin genügend,
um sie vor Not zu schützen. Und sie wollte ja auch
arbeiten, irgend etwas erreichen, was ihr einen
kleinen Nebenverdienst bot.

Ein wehmütiges Rädeln zog um ihre Lippen,
als sie die Tür zu ihrer kleinen Gartenwohnung
aufschloß. So klein und bescheiden hatte sie es
nun, und doch erschien es dem Schicksal noch als
Unheil! Selbst das einfache Heim von zwei
Stuben und Küche war noch zu viel für sie, und
sie mußte damals daraus Erwerb zu ziehen suchen
und sich einschränken, um die Miete zu schaffen.

Aber warum sah sie immer nur die dunklen
Seiten und nicht die hellen? Ihr Traum fiel ihr
ein, den sie gehabt hatte, als sie am See weilte,
und sie dachte wieder, ob es denn wohl möglich sein
konne, über die Wasserfluten hinwegzufliegen.
Was es nicht möglich, über die Wellen des Lebens
zu wandeln, ohne das man darin versank, indem
man die eigene Bürde so leicht machte, daß die
Welle des Schicksals sie trug? Wenn sie ein Zim-
mer abgab, gewann sie dadurch nicht eine liebe
Hausgenossin? Sie würde in der Lage sein, Teil-
nahme zu geben und Teilnahme zu ernten; sie
würde fremde Lebensschicksale kennen lernen, ihr
Leid an dem anderer messen; sie würde heitere
Stunden haben, und frohe Anregung, die ihr ein
fremder Geist ins Haus brachte, und sie würde je-
mand haben, den sie würde mit ihrer Sorge um-
geben dürfen.

Sie besaß ihre kleine Wohnung. Ja, so ging
es. Das zweifelhafte Zimmer war zum Ver-
nichten wohl geeignet, und dann hatte sie beinahe den
Mietzins in der Tasche. Das kleine Zimmer ge-
nugte ihr vollständig, denn viele Stunden des
Tages brachte sie doch in der Küche zu oder drau-
ßen im Freien. Und schließlich war so eine fremde
Mietlerin auch nicht den ganzen Tag über da, so
daß ihr deren Zimmer, wenn auch nur funken-
weiser, zur Verfügung stand.

Am nächsten Tage bereitete sie man Lisbethas
Wohnungsanfrage im Augezettel des Rotalange-
gers.

11. Kapitel.

Hansjörg war noch nicht wieder dagewesen;
aber Traude kam fast täglich und brachte jedesmal
ein besonderes Anliegen mit. Sie lernte sich
schneiden, und da waren ihre praktischen Er-
fahrungen Lisbethas zur Ergänzung ihrer theoretischen
Kenntnisse von großem Werte. Besonders, da
sie zwar leicht im Affekt der ihr übertragenden
Gedanken, aber schwerfällig im Ausführen dersel-
ben war.

„Wir müßten uns zusammenfinden, Lis, das
wäre ein feines Geschäft — was meinst Du wohl! Kopf
und Hand, wir beide vereint — ich habe immer
so viele hübsche Gedanken, Lis, und denke
manchmal noch daran, wie Du früher stets so fein-

Moderne Leihbibliothek.
Katalog Preis 30 Pfennig.
Nach auswärts für 40 Pfennig.
C. F. Krüger, G. m. b. H.
Weidenheweg 9. Dortmund. Krüger-Passage.

finnig auf alle meine Ideen eingegangen bist! Und
jetzt war es schön und klein, was ich mir aus-
gedacht hatte. Aber, wenn ich's allein ausführen
soll, so stich für Stuch, dann kann ich's nicht. Dann
wird die Geschichte so verschwommen, so unklar,
daß ich's kaum festhalten kann in meinen Gedan-
ken, denn immer neue Einfälle kommen und ver-
drängen die alten, ehe ich an die Ausführung
gehen konnte!“

„Lis, ich sah das ein. Sie kannte ihre Traude, in
deren dunklen Köpfchen tausend neue Gedanken
schlummerten; und sie hatte früher selbst schon
daran gedacht, mit ihr später einmal gemeinsam
zu arbeiten. Aber — arbeiten wollte sie ja nun
nicht mehr! Sie hatte es sich selbst gelobt, ihre
Nadel mehr anzulegen; und sie hatte es ja auch
nicht nötig und fand sicher einen leichteren, mühe-
loseren Verdienst, der ihr mehr zusagte. So gab
sie auf Traudes Neben stets nur ausweichende
Antworten und begnügte sich damit, ihr mit einigen
geschickten Handgriffen ein Faltensarrangement zu
fertigen oder mit ein paar Nadeln die Röhre zu
vollkommenem Sitz zusammenzufügen.“

Dann lagte Traude und schliefte in die Hände.
„Nein, Lis, wie geschickt Du bist! Der reine
Tausendfüßler! Du hältst den Gewinn nicht
machen sollen — das wäre besser gewesen für uns
alle, für die ganze Kleidermode!“

Hansjörg war endlich gekommen, um Abschied
zu nehmen, ehe er nach Freiburg fuhr. Er hatte
die Angelegenheit der „Kurofite“ noch einmal mit
aller Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit seiner
neunzehn Jahre durchdacht und durchforstet und
war endlich zu demselben Resultat gekommen wie
sein Vater, daß Lisbetha nichts tun könne, rein gar
nichts, daß sie ganz und gar in die Hand jener
Leute gegeben sei.

„Dann ist es besser, Lis“, sagte er. „Du stellst
Dich gut mit den Leuten. Nimmst persönlichen An-
teil an ihnen, schreibst ihnen von Deiner Notlage,
schilderst Deine Abhängigkeit von ihren geschäft-
lichen Erfolgen, jedoch sie sich gewissermaßen mora-
lisch verpflichtet fühlen. Dir Dein Geld pünktlich
zu senden. Mußt auch aufpassen, ob ein gelegener
Augenblick kommt, wo Du Dein Geld zurückfordern
kannst. Frage hin und wieder an, wie sich die
Sache macht, interessiere Dich für die Angelegen-
heit, die ja nun auch die Deine geworden ist, und
bleibe stets freundlich.“

Lisbetha nickte. Alles erschien ihr jetzt gut und
richtig, was er sagte; sie mehr wollte sie nach
eigenem Ermessen handeln, stets erst den Rat be-
rathen einholen, ehe sie etwas unternahm. Daß
Hansjörg sich für ihre Angelegenheiten interessierte,
daß er sich damit beschäftigte und sich bemühte, ihr
zum Besten zu raten, freute sie; und dann ärgerte
sie sich wieder, daß es gerade Hansjörg war, von
dem ihr der Rat kam. Er war in ihren Augen
immer noch ein Kind, und sonst hätte sie ihm stets
mit ihrem Verstande bei schwierigen Fragen raten
müssen. Nun hatte sich das Blatt gewendet, und
sie hörte auf seine Meinung und konnte doch nur
zugeben, daß es richtige Ansichten waren, die er
vortrug.

Sie wünschte ihm viel Glück zur Reise und bat
ihn, ihrer nicht ganz zu vergessen und ihr von Zeit
zu Zeit einen Gruß zu senden. Und dann fragte
sie ihn, ob er sich auch zurechtfinden werde drau-
ßen in der Welt.

Da mußte er lachen; aber gleich darauf zog ihm
die Erinnerung an frühere Tage durch den Sinn,
und er sagte mit wehmütig-komischem Ernst: „Wer
wird mir nun die Dösen fliden, liebe Lis?“

„Andere hübsche junge Damen!“ warf Traude
lachend dazwischen, und hielt ihm ihre zehn schlan-
ken, weichen Fingerchen vor die Nase. „Sieh her,
so zarte, junge Hände ziehen dann den Wollen-
faden durch das zerfällige Gewebe, und dann
fällt die böse Nadel in das zarte Fleisch, und ein
Blutstropfen quillt hervor und tropft auf den
Nagel und —“

„Hör auf!“ rief er in komischer Verzweiflung.
„Deine Phantasie treibt gar zu herrliche Blüten!“

„Nanoh, zu einem Abschiedstrank für Dich!“
gab sie fest zurück und häufte dabei duftende Er-
beeren auf seinen Teller, streute Zucker darüber
und schob sie ihm zu.

Sein ganzer Zorn schwand, als er sah, wie
reichlich sie ihn bedacht hatte. „Aber Du, Traude,
hast Du denn genug?“ fragte er weich und schielte
nach ihrem halbvollem Teller hinüber.

„Ach — ich! Was meinst Du wohl! Ich kann
mir hier welche holen, alle Tage, soviel ich will;
aber Dir macht sie morgen kein Mensch mehr zu-
recht!“

Und Lisbetha erhob sich und schlang die Arme
um die jungen Schultern beider und zog sie liebe-
voll, wie in warmem Mütterlichkeitsempfinden, an
sich.

(Fortsetzung folgt.)

Zum österreichisch-serbischen Krieg.
Am Brandherde.

Das Serajewo von heute. — Bosnischer Parla-
mentswirth. — Die serbischen Vereine. —
Nationale Zwietracht. — Die feindlichen Brüder.

Die Bluttat von Serajewo brachte den Stein
ins Rollen. Hier, wo die nationalen Gegensätze
immer hart aufeinanderprallen, suchten die serbi-
schen Fanatiker den Knoten durch die Ermordung
des österreichischen Thronfolgers zu lösen. Wie
sieht es heute in diesem Brandherde aus? Der
nach Serajewo entsandte Sonderberichterstatter
des „Corriere della Sera“ entwirft dabei ein an-
schauliches Bild: „Auf allen öffentlichen Gebäu-
den, Wirtschaften und Privathäusern wehen noch
die schwarzen Trauerflaggen. Meiner Wagt sie ein-
zugreifen, erklärt mir ein Serbe. Zu normalen
Zeiten möchte es einem schwer fallen, die Häuser
der Serben von denen der Kroaten oder der Mo-
hammedaner zu unterscheiden. Heute macht das
keine Schwierigkeiten mehr. Man erkennt sie auf
den ersten Blick an den eingeschlagenen Fenster-
scheiben. Serajewo, Europa und Orient in bun-
tschwarzem Gemisch. Mohammedanische Friedhöfe
in der Mitte der römisch- und griechisch-katholi-
schen Stadt, eine Wiener „Mélange“ mit türkischen
Kaffee, Frauen, deren elegant bestrickte
Reise durch den Schicksalsschlag und Trauer, die
das Gesicht mit einem Schleier dicht verhüllt
haben, Minarets und Kirchthürme, d. h. Minarets,
die auch nur Kirchthürme sind und die sich von
denen nur dadurch unterscheiden, daß der türkische
Priester mit näselnder Stimme seinen Gebetsruf
herunterläßt. Der Kuffler zeigt mir mit einer
Bewegung der Reithose aktuelle Charaktereigenschaften.
Er weist mit dem Reithosenstiel auf ein tiefes
Loch im Boden, das Loch, das die Bombe gerissen
hat, der der Erzherzog Thronfolger wie durch ein
Wunder entging, um dann den Augen des serbi-
schen Nordboten zu erliegen. Wir sind ja auf
dem Quai der Miljaka, einem Fließkanal, das
seinen Epitheton die „Liebliche“ mit Ehren
führt. . . .

Hier in Bosnien ist die kroatische von den Mo-
hammedanern und von einer Gruppe von fünf-
zehn Serben unterstützte Minderheit die Regie-
rungsparthei. Die Kroaten besitzen im bosnischen
Landbau einundzwanzig Abgeordnete, die Mus-
limen dreißig, die Serben sechsunddreißig, die
Jugoslawen einen. Die Zahl der Abgeordneten
entspricht im großen und ganzen dem Verhältnis
der Bevölkerungsstärke. Denn man zählt 800.000
Serben, 650.000 Muslime und über 400.000
Kroaten. Heberall, wohin man kommt, hört man
das seltsame Lied: Die Regierung hat die Serben in
Bosnien begünstigt. „Sie müssen wissen“, erzählt
mir ein alter Kroat, „unser Regierung macht
mit ein alter Kroat, unsere Regierung macht
nichts als Dummheiten.“ Und er fuhr dann fort:
„Wie sie in Kroatien durch ihre Wohlgegnung die
böhmische Mehrheit ausschaltet, so hat sie sich in
Kroatien dazu verstanden, die Serben zu ver-
scheln und erst zu spät ist sie darauf gekommen,
wie falsch diese Taktik ist. Die Serben ihrerseits
leugnen freilich mit aller Entschiedenheit, daß man
sie verstoßen hat.“

Die großserbische Bewegung macht sich überall
fühlbar. Die Serben verfolgen in Bosnien eine
überaus rührende, auf Erhebung und nationale
Erweiterung abzielende Taktik. An Geld fehlt
es ihrer handelsstüchtigen Bourgeoisie durchaus
nicht. Die größte der diesen Plänen dienenden
Größe der serbischen Gesellschaft ist die „Prosveta“ (d.
h. Kultur oder Zivildienst), die der geistigen Bil-
dung des serbischen Volkes in Bosnien den Weg
ebnen will. Sie besteht seit 12 Jahren, zählt 9000
Mitglieder und gibt Jahr für Jahr 100.000 Kro-
nen für Stipendien an junge Gymnasien und in
Universitäten besuchende Serben aus, die sie in
erster Reihe nach Prag, Wien und Paris zu Stu-
dienzwecken entsendet. Daneben unterstützt sie
Landwörter, und hat ein ganzes Netz von land-
wirtschaftlichen Konsumvereinen gegründet. Wei-
terhin verbreitet sie im Sinne der nationalen
Propaganda geschriebene Kalender und Bro-
schüren im ganzen Lande. Eine andere Ge-
sellschaft, die indessen angeblich rein wirtschaftliche
Zwecke verfolgt, ist die „Privreda“ (Sparbank).
Es gibt in ganz Bosnien 140 über das ganze
Land verbreitete landwirtschaftliche serbische Kon-
sumvereine und 24 Bankanstalten mit einem Ge-
samtkapital von rund 10 Millionen Kroaten. Dazu
treten 45 Turnvereine, Temperenzvereine u. dgl.
Aber darauf beschränkt sich das Agitationsmaterial
der Serben Bosniens nicht. Wie sind zurzeit im
Belagerungszustand, der dieser Agitation ge-
hörig die Flügel beschneidet hat. Ihre nationalen
Wörter wie die „Nation“, das „Vaterland“, das
„Serbische Wort“, sind zwar nicht unterdrückt,
haben aber ihre Erhebung eingeklinkt, einmal,
weil die Druckerei gestört worden und dann,
weil die Redakteure und Serben aus Serajewo
ausgewiesen und nach ihrer Heimat abgehoben
sind. Ganz abgesehen davon, würden sie aber auch
sonst nicht erscheinen können, weil die Sprache, die
sie zu führen beabsichtigen, die Redakteure unweiger-
lich vor das Kriegsgesicht bringen würde.

Bei sprachlichen bosnischen mohammedanischen
Studenten, der mir mit erster Heftigkeit er-
klärte: „Ich fühle mich durchaus als Serbe, meine

... und er fügte hinzu,
daß dieses Nationalempfinden bei den mohamme-
danischen Studenten im ersten Balkankrieg die
ausfallende Erscheinung zeitigte, daß sie sich unter
die serbischen Fahnen scharten und gegen die alte
Mutter ihrer Religion, die Türkei, kämpften. Der
Student erklärte weiter, daß sich die serbische
Jugend nicht eigentlich um Politik kümmere (?),
daß sie sich vielmehr darauf beschränke, die Spra-
chen der Slawen, der Kroaten und Serben
auf eine gemeinsame Basis zu bringen. Kroaten
und Serben haben, wie man weiß, nichts anderes
was sie scheide, als das Alphabet, während sich
das Slowenische als eine ganz andere Sprache zu
erkennen gibt. Es handelt sich nun in der Haupt-
sache darum, diese dem kroatischen Serbischen nähe-
zu bringen, und es scheint, daß man diesem Ziel
am Wege gemeinsamer patriotischer Gemein-
samkeitlicher Arbeit von Jahrzehnt zu Jahrzehnt
näher kommt. Die nationalen Gegensätze treten
in Moskar mit besonderer Schärfe in der Erwei-
nung. Ein holländischer Schallspiel ist der Fall der
dortigen Familie Muzzi. Der kroatische Depu-
tierte Muzzi hat einen Bruder, der sich als ser-
bischer Nationalist betätigt.

Als ich meiner Verwendung über die ser-
bische Nationalität der Mitglieder einer Familie
Ausdruck gab, erklärte der kroatische Deputierte
im reinen Italienisch: „Die Sache ist sehr einfach;
wir sind Söhne eines italienischen Vaters und einer
slawischen Mutter. Ich wurde in Spalato in
kroatischen Schulen erzogen und ließ mich dann
in der Herzegovina nieder. Ich bin ein Kroat.
Mein italienischer Bruder ist in Zara groß ge-
worden, und mein serbischer Bruder hat sich im Ver-
kehr der Studenten in Wien zum Serben gewan-
delt. Eine sonderbarere Familie dürfte so leicht
nicht wieder antreffen sein!“

Wie der Krieg beginnt.

Wieder lobt die Kriegsfahle in Europa auf;
die ersten Schiffe in dem Ringen zwischen Oester-
reich und Serbien sind bereits gesunken und grö-
ßere militärische Ereignisse bereiten sich vor. Das
siebente oder gar das achte Mal seit 1870 — denn
es hat ja zwei Balkankriege gegeben — sind hier
europäische Völker in große kriegerische Konflikte
verwickelt, von den Kolonialkriegen kleinerer Art
ganz zu schweigen, deren Zahl Legion ist. Der Be-
ginn des Krieges hat in jüngster Zeit viel von den
feindlichen Formen internationaler Höflichkeit ver-
loren, die ihn früher einleiteten.

Auch diesmal ist es zu seiner offiziellen Kriegs-
erklärung gekommen; das letzte Dokument dieser
Art wurde von Frankreich 1870 dem Deutschland zu-
gestellt, und dies geschah erst acht Tage nachdem die
Mobilisationen auf beiden Seiten begonnen hat-
ten. Aber auch nach dieser förmlichen Kriegser-
klärung am 19. Juli, ja nachdem im wesentlichen
der Aufmarsch der Armeen erfolgt war, bewahrten
beide Teile noch eine abwartende Haltung. Das
erste Geplänkel entwickelte sich am 27. Juli zwi-
schen einer Schwadron des französischen Generals
de Bernis und einer zur Aufklärung ausgesandten
badiischen Schwadron in der Nähe von Niederborn
dem maligen Gebiet bei Haguenau. Auf deut-
scher Seite wurden zwei Offiziere getötet und elf
Soldaten gefangen genommen, während die Fran-
zosen fünf Mann verloren. Doch kann man in die-
sem unbedeutenden Zusammenstoß noch kaum den
Beginn der Feindseligkeiten zwischen den beiden
Nationen erblicken; in Wahrheit begann der Krieg
am 2. August, als Kaiser Napoleon, um endlich
eine Siegesnachricht nach Paris telegraphieren zu
können, die völlig glockende Befehlung von Saar-
brücken anordnete. In diesem Tage drängte das
Korps des französischen Generals Frossard den
winzigen Beobachtungsposten des Oberleutnants
von Bettef von den Höhen vor Saarbrücken hin-
unter, und damit war der Krieg tatsächlich eröffnet.
Heberallherdend vollzog sich der Beginn des ruf-
fisch-türkischen Krieges von 1877. Seit langem
waren die Beziehungen zwischen Rußland und der
Türkei gespannt, und die Diplomatie hatte bereits
alle friedlichen Mittel erschöpft. Als man von
einem drohenden Ultimatum sprach, schien sich
pöblich noch alles zum Guten zu wenden und ein
Vergleich angebahnt. Doch die Hoffnung war nur
kurz. Einige Tage später, am 24. April, drangen
die russischen Truppen von Alexandropol nach
Nulla-Wassa und Schuragan vor, wobei sie 100 Ge-
fangene machten; dann bereiteten sie sich weiter nach
Kisil-Tschessik aus und besetzten das türkische
Lager von Kizilbazar. Trotz der furchtbaren Re-
gung des Frühlings setzten sie ihren Marsch mit
dem gleichen Schnelldienst fort; zu größeren Ge-
schäften kam es freilich erst im Juli desselben Jahres.
Der serbisch-bulgarische Krieg von 1885 begann mit
der Einnahme eines ganz kleinen bulgarischen Po-
stens an der Grenze in der Umgegend von Trun-
ce durch die Serben; die serbischen Truppen blieben
hier mehrere Tage ruhig stehen und ließen den
Bulgaren, deren Lage wegen innerer Wirren und
türkischer Proklamationen sehr ungünstig war, vom 26.
Oktober bis zum 15. November Zeit, sich zu sam-
meln und zu kräftigen. Am 15. November dran-
gen dann die Bulgaren plötzlich bei Wladina zwi-
schen Branja und Trunce auf serbisches Gebiet.
Kunewerz erließ König Milan, der sich in Nik
befand, an seine Truppen den Befehl, die Grenze zu
überwachen, während er sich selbst nach Bistritza
begab. Am 17. begann die eigentlichen Kämpfe.
Bei dem griechisch-türkischen Krieg von 1877
läßt sich das Eingehen der kriegerischen Verwid-
lungen schwer bestimmen, denn die Türken kämpf-

ten in einem unregelmäßigen und zerstückelten
Krieg war eigentlich nur eine Fortsetzung dieser
Gefechte. Nachdem am 19. April die diplomatischen
Beziehungen offiziell abgebrochen waren, befeh-
ligte die Porte noch an demselben Tage Edhem Pascha,
die Offiziere zu ergreifen. Eine Abtheilung griechi-
scher regulärer Truppen und freiwilliger Freiwilliger
hatten sich bis Saraga vorgewagt; sie wurde sofort
zurückgeworfen, und das Feuer der Türken dehnte
sich nun über die ganze thessalische Linie aus. Auch
im Burenkriege hatten bereits vor dem eigentlichen
Kriegsausbruch Kämpfe zwischen den Engländern
und Buren stattgefunden; doch wird man hier den
13. Oktober 1899 als Beginn des Krieges ansehen
können, denn an diesem Tage erfolgte der offizielle
Angriff des Majors Baden-Powell, der die belgi-
schen Truppen des Gebietes von Mafeking besetzte.
Als Widerstand auf diesen Angriff ließ der
Buren general Cook die Stadt angreifen, und am
20. Oktober erklärten dann die Engländer die erste
Niederlage am Talamahügel.

Der überraschende und schnellste Angriff, mit
dem ein moderner Krieg eröffnet wurde, war der
Japaner im russisch-japanischen Kriege. An dem
Tage noch, an dem die russische Regierung den
Abbruch der diplomatischen Beziehungen erklärte,
am 7. Februar 1904, landete ein japanisches
Expeditionskorps bei Wafangpiao an der Küste von
Korea. In der Nacht des folgenden Tages vollzog
das von Port Arthur liegende russische Flotte, die durch
die japanischen Torpedos und Minen furchtbare
Verluste erlitt. Nach dieser Erstöffnung des Krie-
ges durch eine Seeeschlacht verging dann freilich ein
Vierteljahr, bevor die Japaner an den Feind her-
anzukommen konnten, und sie eröffneten den Land-
krieg erst am 1. Mai, als Anoki den Jalu bei
Witschu überschritt. Auch im Balkankriege verging
einige Zeit, bevor die feindlichen Truppen aufein-
ander trafen. Am 30. September 1912 machten
Bulgarien und Serbien, am Tage darauf Griechen-
land und Montenegro mobil. Montenegro er-
klärte als erster Staat den Türken den Krieg und
begann am 8. Oktober an der Nordwestgrenze der
Türkei die Feindseligkeiten.

Die Kosten des Weltkrieges.

Was Oesterreich-Ungarn ein Krieg kostet, darüber
hat sich der österreichische Finanzminister im Reichs-
rat einmal ausgesprochen, indem er erklärte, man
werde für jeden Mann der Armee täglich 10 Mk.
brauchen, wobei die Summen für Pensionen, Ent-
schädigungen und andere aus einem Kriege ent-
stehende Ausgaben nicht mitgerechnet sind. Ein Krieg
von 6 Monaten Dauer, in dem 2 Millionen Sol-
daten mobil gemacht würden, würde also nach dieser
Schätzung 3.600.000.000 Mark verschlingen. Von
dieser Summe ist besonders aktuell die Feststellung ge-
bracht, daß die englische Finanzkommission Edgar Crommond
in einer interessanten Betrachtung über die Kosten
eines Zukunftskrieges aus, die er in der Quarterly
Review veröffentlicht hat. Er sucht zunächst die
Summen festzustellen, die einige der großen Kriege
der jüngsten Vergangenheit verschlungen haben. So
berechnet er die Gesamtverluste Frankreichs an ge-
töteten, verwundeten und gefangenen Mannschaf-
ten während des deutsch-französischen Krieges auf
21.500 Offiziere und 702.000 andere Soldaten. An
Geld hat Frankreich der Krieg 1.080.000.000 Mark
gefordert, während sich die Ausgaben Deutschlands
für das Militär auf 1.550.000.000 Mark beliefen.
Die Verluste an Soldaten betrugen für Deutsch-
land 6.247 Offiziere und 123.400 Mannschaften.
Der südafrikanische Krieg, der 31 Monate dauerte
und England an Soldaten ungefähr 44.700 Mann
kostete, hat nach den Berechnungen des großbri-
tannischen Schatzamtes eine Geldsumme von
4.220.000.000 Mark verschlungen. Der 1 1/2 Jahr
dauernde russisch-japanische Krieg brachte Japan
an Soldaten einen Verlust von 133.000 Mann;
die direkten Kriegskosten betrugen für die
japanische Regierung 4.060.000.000 Mark. Rußland
hatte an verwundeten, getöteten und gefangenen
Soldaten 350.000 Mann zu beklagen; die direkten
Kosten, die die Russen aufbringen mußten, belaufen
sich auf rund 6 Milliarden Mark. Nach den
Schätzungen des Verfassers müssen die Summen,
die Deutschland in den ersten 6 Wochen nach Er-
klärung eines Krieges aufzubringen hätte, mit
2.450.000.000 Mark angelegt werden. Jedenfalls
ist anzunehmen, daß die Ausgaben, die ein großer
Staat machen muß, bei jedem künftigen Krieg wäh-
rend des ersten Vierteljahres nicht niedriger als
mit 2 Milliarden beziffert werden können. Dazu
kommen dann noch die Materialschäden, die ein
Staat allein an seiner Flotte erleiden kann.
Ganz ungeheuer kann der Schaden sein, der durch
die Zerstörung der Flotte angerichtet wird. Cam-
mond berechnet die Kosten, die England für den
Wiederaufbau seiner Flotte aufbringen müßte,
auf etwa 2 Milliarden Mark. Zu den eigentlichen
Kriegskosten treten dann noch als ein nicht min-
der wichtiger Faktor die ungeheuren Verluste, die
selbst ein glücklicher durchgeführter Krieg für den
Handel und für das Gesamtvermögen eines Lan-
des bedeutet. Der Verfasser berechnet, daß die
Zerstörung der in England vorhandenen Kapita-
lien durch einen Krieg mit nicht weniger als 10
Prozent angenommen werden muß. Bei einem in
England vorhandenen Gesamtvermögen von 100
Milliarden Mark würde sich also die Wertberab-
setzung auf 16 Milliarden Mark belaufen. Dazu
kame noch die völlige Lahmlegung des Handels im
Falle eines Krieges, und diesen Verlust müßte man
mit etwa 2 Milliarden Mark beziffern. Der Ge-

Vorbereitungen.

**Die „Bohemia“ bringt folgende Stimmungs-
bilder aus Prag:**

In den Banken: Die Sonntagstraße ist heute
in den Banken aufgehoben. Man rechnet mit der
Möglichkeit, daß die Landbevölkerung im Kriegs-
fieber ihr Geld verlangt; da gilt es, lieberhaft zu
arbeiten, um die dringenden Arbeiten noch heute
zu erledigen. Durch die Einberufungen sind zahl-
reiche Filialen ihres Reiters berufen, die jüngeren
Beamten haben zum großen Teil schon die Uniform
angezogen, und eine Arbeitskraft muß für drei
ausreichen. Anterschnitt ist, daß vor einem halben
Jahre eine Vorlage eingebracht wurde, der
zufolge die Bankbeamten im Kriegsfall von der
Dienstpflicht befreit sein sollen, wenn die Bank
nachweist, daß der Beamte in der Bank notwendig
gebraucht wird. Diese Vorlage ist noch unerledigt,
so daß alles eintrüben muß. Die große Bedeutung,
die den Banken im Kriegsfall zukommt, tritt schon
jetzt zu Tage. Deshalb hat auch dort ein strenger
Dienst begonnen, und in der Nacht sind alle Ar-
beitsräume erhell. Das Geld arbeitet. . . .

In den Kasernen: Ein unaufhörliches Auf und
Ab. Nichts vollzieht sich die Ausrüstung der
Mannschaften. Die zahlreichen, von der Armee an-
gekauften Pferde werden in die Ställe geführt,
kommandobureau erschaffen, die Höfe drohen von ha-
ren Tritten. Heberall ernste, aber nichtungs-
anfrüßliche Gesichter. In den Kasernen schneit ein
kleiner Dragoon, der sich in einer Ecke des Hofes
allein glaubt. Und erhebt sich er aus einem
Fenster ein Echo, hell und trüb: In den Kasernen!

In den Uniformgeschäften: Sie haben einen
goldenen Sonntag. Unaufhörlich kommen junge
Leute, die einen Säbel, eine Uniform, eine Kriegs-
ausrüstung kaufen. Manche kommen allein, wä-
ren sorgsam, unterhalten sich sachlich, andere kommen
mit dem Vater und mit, der befragt den Mutter, die
beim Anblick der Gewehre und Nebelobjekt ihrem Sohn
einen heimlichen, unendlich besorgten Blick zuwerfen.
Der Händler kennt keine Sentimenten: er preist seine
Ware, rät zu dem und jenem, steckt sein Geld ein
und widmet seine Aufmerksamkeit dem nächsten.
Der Vorrat wird bald zu Ende sein. Am Morgen
hinke an der Bank eine lange, stehende Reihe von
Säbeln, nach wenigen Stunden sind nur noch letzte
Exemplare zu haben. Ein goldener Sonntag für
ihn.

Nachtrauen: In den Tragen Kirchen wer-
den Not-Teuerungen vollzogen. Mehrere, die
einrücken müssen, aktive Soldaten, die in den Krieg
ziehen, lassen sich noch reich, in letzter Stunde,
trauen. Ohne Aufheben, ohne Vorbereitung, ma-
chen sie ihre Bräute zu ihren Ehefrauen. Aber die
junges Eheglück dauert nur wenige Stunden. Der
Männer, die in den Krieg ziehen, wissen, daß ihrer
dahin ein junges Weib wartet, dem sie bis in den
Tod verbunden sind. Wenn sie zurückkommen, wer-
den sie ein eigenes Weib haben, ein Heim haben,
das gibt ihnen frohe Zuversicht.

Wien.

Ein Zwischenfall, der bezeichnend für die Volks-
stimmung ist, wird in der „Zeit“ wie folgt ge-
schrieben:

Wie allabendlich, fand auch am Samstag im
Volkskassentheater ein Militärkonzert statt. Als
die ersten Extratragungen in die Hände der Leute
gelangten, brachte die Menge hübsche Gedächtnisse
aus. Der Kapellmeister der Militärkapelle ließ so-
fort den Mädeln-Marsch spielen und die Kapelle
mühte ihn wie das Prinz-Eugen-Lied und die
Volksstimmung öfters wiederholten. Da geschah etwas
Unerwartetes. Pöblich hörte man eine Stimme im
Restaurationsgarten ganz deutlich rufen: „Nieder
mit Oesterreich!“ Die Entrüstung und die Er-
regung, die dieser Ausruf hervorrief, war beispie-
los. Die Menge drang brach in ohrenbetäubende
Pfauenschreie aus und drang eilen in den Garten ein.
Aus der Masse löste sich plötzlich ein junger Mann
im Gehrock und ohne Hut los, und rannte voll Ent-
setzen dem Ausgang zu. „Schalt ihn! Schalt ihn
tot, den serbischen Spion!“ rief er durchdringend.
Stühle, Bierkrüge und Steine flogen dem Mann
nach. Er wäre auf der Stelle gehängt worden,
wenn nicht ein Oberleutnant den Säbel blank ge-
zogen und mit den Worten: „Leute, macht keinen
Unfug, so was tut man doch nicht!“ den Mann
gedeckt hätte. Dieser schlüpfte hinaus. Es war
schon beim äußersten Burzio angelangt, als Rufe
und Marsch blühten, wachte er über den Ring. Bei
der Bellaria wurde er gepöbelt, wobei einige Beson-
nene durchdringen, daß der Mann, der fortwährend
im Wiener Dialekt seine Insulten und sein Wiener
tum beteuerte, nicht weiter ergründet wurde. Vom
Ring her unterdrückte ein Bogen der Straßenbahn
in die Bellaria eingefahren. Der Mann sprang auf
den Bogen. Es mühte ihn nichts, denn der Bogen
konnte nicht weiterfahren. Einige Erbsen legten
sich vor die Tram. Es war höchste Zeit, als ein
Polizeikommissar und ein Sicherheitswachmann er-
schienen. Da Jureken an die Menge nichts fruchtete,

Befäh. junger Mann
mit Gymnasial- u. au

Ausbild. bei mon. Ber.
von 60—70 M. Beste Re-
nisse und Empfehlungen
Schr. Ang. u. D. II. 5.
a. d. Gen.-Ang. Dim. 66

allen schriftlichen Arbeiten
vertraut, sucht Stellung
einem Bureau, am liebsten
in der Registratur. Schreib-
überrn, auch leichte Lager-
arbeiten u. dergleichen.
beich. Anpr. Schr. Ana.
29. T. 4149 a. d. G.-A.

18 J. alt, welcher Hand
schule besucht hat, stenog-
raphie undia. flotte Hand-
schrift Anfangsstellung
Kontor, Geil, Orlenten
Rich. Stamm, Weiden
Sieg, Unt. Friedrichstr.
Buchhaltung

Alt. durchaus erfahre
zuverlässiger u. bilanzf
rer Buchhalter mit be
Ermittelungen über
noch in seiner freien
Neueinrichtung, Beitr
Revision, Bilanzprüfung
bei bescheid. Ansprüchen
Gütliche ior. Ang. u.
S. 4166 an den Gene

Junger Mann
23 J., militärfrei, mit
Handfchr., sucht Stelle.
Motor u. Lag. etc. b. b.
Anspr. Off. u. M. 3. 35
Kil.-Exp. Münsterstr. 4

Maurerpelie
geprüft. Maurermeister, 3
alt, verheir., in Ausfüh-

Polier- oder Meister
auf industriell. Werke.
gute Zeugnisse vorhanden.
Schr. Ang. u. Z. P.
an den Gen.-Ang. Dor.

selbst, erziehen in el.
Hoch- u. Niederspannung
Dampfmaschinen- u.
Sel-Anlagen, Absolut-
elekt. Hochschule, nicht
gestützt auf gute Zeug-
auf Elektrizitäts- ob-
temper in äbnl. Stell-
verändern. Gefl. Off.
D. Z. 5548 an den G.

Pädlergehilfe, 24 J.,
Stelle, am. I. auf d. B.
Schr. Ang. u. W. L.
a. d. Gen.-Ang. Dim.

Zucht, Bäckershilfe, 2
Weinerbräu, best., fuch
3. 8. 14 Stellung Ed
Angeb. u. M. E. 230
General-Anzeiger Dor
Jung, Mann, 18 J.,
für iof. Stellung, gleich
der Art. Ehr. Ang. c
G. 216 an d. G. Ana.

Bahninvaliden wün-
schten Beschäftigung irgendwo
am liebsten als **Post-
Vertrauensposten**. Ka-
f. gest. w. Schr. Ang.
G. 220 a. d. Gen.-Anz.

Jg. Mann, 23 J. sucht
auf gute Reugn. ander
Stellung.

Tücht. Verkäuf.
freundl. Erscheinen, such
Stellung als Filiale
in Konfitüren, Bäder,
Kaffeegeßchäft. Off. u.
232 an Gen.-Anz. Dor.

Verkäuferin der B
u. Rigarrenbranche, 1
5 A. das elterl. Geschäft
führt, sucht pass. Ste
Offerten nach De
straße 45, part.

Fräulein, 27
Reuten., sucht sof. St.
für Lager und Exped.
Heidelb. Bergmannst. 2.
Einf. Fräulein, ver-
heirat. i. d. Buchführ. er-
sucht, aest. auf a. R.
passende Stell. Off.

Stütze
sucht sofort Stellung
in der bürg. Küche u.
Hausarb. Off. zu rich-
t. Robben, Röhrlinge
Deinrichstraße 1.

20 N., sucht Stell. a. f. auch a. Bedient. d. Gärtn. unt. G. Sch. 208 L. dortmund postlagernd.

Fortsetzung
siehe nächste S.

1



Wird droben am dunklen Himme!
Der blasse Mond auch stehn
Als Zeichen der ewigen Liebe,
Die nimmer wird vergehn!

Tiefe Stille herrschte im Zimmer, als Gertrude geredet hatte. Lisbeths Kopf war vornüber gebeugt, wie in innerer Anstrengung, als trage ein schlanter Hals eine reise, fruchttragende Ähre und sei zu schwach für seine goldene, lebensbringende Last. Waren es die Gedanken, die durch ihr Hirn zuckten und sich zu festen Gebilden formten, so daß ihre Fülle das Haupt niederzog?

Gertrude erhob sich leicht und ging unbehindert zur Tür hinaus. Aber das Buch hatte sie wie unablässig liegen lassen.

13. Kapitel.

Den trüben Regenmorgen waren sonnige, lichte Herbsttage gefolgt. Fast hätte man glauben können, der Mai sei wiedergekommen, so klar und rein war die Luft und so warm und so weich; und doch spürte man sie selbst mit geschlossenen Augen, und ohne daß man die buntfarbene Herbstpracht ringsum sah, daß ein mildes Sterben durch die Natur glitt, ein Sterben, das in seiner letzten flackernden Lebensstunde nochmals alle Glut, alle Schönheit und Lust des Lebens in wenige freudengefüllte Stunden bannte. Der herbe Duft der Reife lag über den Wiesen und Obstgärten, warme Lüfte trugen ihn auf weichen Armen hin und her, und es war ein Schweigen in der Natur, ein wehmütiges Schweigen, so daß die Erinnerung an das süße Liebesgefühl des Frühlings wiederkehrte und wehmütige Klänge durch die Herzen tönen ließ. Keine Unruhe und Unruhe, kein zitterndes Erwarten war mehr in der Natur, sie lag da, milde und still, und schon senkte sich über sie eine süße, traumschwere Müdigkeit, ein fassendes Schonen, das der Erfüllung Begleiter ist.

Außerdem, mit potterndem Schönen eilte der Schneegang in die farbenreiche Herbstlandschaft hinaus. Es war wonnig, so in den lauchenden Tag hineinzufragen, unbekümmert um das, was dahinter zurückblieb in dem dümmenden Dunstschleier, der sich über die Stadt legte wie der feuchende Atem eines drohenden Ungeheuers. Mächtig rollten die Mäher dahin zwischen schimmernden Wiesen, fruchtschweren Obstgärten, farbenfatten Wäldern, und die Luft, die durch das geöffnete Fenster in den Abteil drang, war so frisch und rein, so rein!

„Es gießt!“ sagte die alte Dame mürrisch, die in der gepörrten Erde lehmte und müde vor sich hinblinzelte. „Ach, vertrackte diese Lust! Nicht schlafen Sie das Fenster, — bitte, Fräulein!“ Die Angeredete erhob sich langsam. Es ward ihr schicklich schwer, dem Wunsch Folge zu geben. Aber wenn man in abhängiger Stellung ist — lieber Himmel, da gibt's eben kein eigenes Wünschen und Wollen. Nach einem letzten, feinsüchtigen Blick warfen die blauen Augen in die klare Herbstpracht hinaus, dann stürzte das Fenster unter dem festen Ruck von Lisbeths Hand. Die alte Dame nickte befriedigt, legte den blassen, weißen Scheitel an die gepörrte Rückenwand und versuchte zu schlafen. Lisbetha schloß ihr noch ein Kissen zurecht, schloß das Gesicht mit einem leichten Seidenfächer und trat dann wieder ans Fenster, das sie nach einer längeren Pause leise öffnete, erst einen kleinen Spalt, dann mehr und mehr, bis sie wieder den feuchten, herzerquickenden Odem des Herbstes einatmte.

Nach zehn Tagen waren es her, da lag sie still und bloß auf dem Krankenlager, hatte den Kopf hohl über den Hals und den Hals bitterer Gedankens. Es hatte wirklich nicht viel gefehlt, und sie wäre ganz verzagt und müde geworden bis zu der Grenze, wo die physischen Kräfte versagen und willenlos dem dunklen Drange folgen, der in der Selbstvernichtung allein die wahre Lösung der unentwirrbaren Probleme menschlichen Schicksals sieht.

Wiederum war es Traude gewesen, die ihr ein Gedicht brachte, das sie, wie sie sagte, ganz plötzlich irgendwo entdeckt hatte, und das so eigenartig war und doch so wahr dabei.

Dieses Gedicht war's, das dem Denten Lisbetha eine neue Bahn wies. Jetzt dachte sie mit stillen Rädeln an das Stöhnen ihrer Seele, als sie die Zeilen wiederholte, die sich ihr tief eingeprägt und ihrem Leben eine neue Wendung gegeben hatten.

Mir ist kein Baum noch vorgekommen, Der selbst die Art zur Hand genommen. Ich lebe wie der Baum — ich muß, Ich lebe nach des Schicksals Schluß. Und kann ich nicht verstehen das harte — Es hat mich hergepflegt, ich warte. Hab' mir das Leben nicht bestellt Und nicht verlangt auf diese Welt, Geht fort nicht, daß ich sei auf Erden, Und sorg' nicht, was soll weiter werden.

Die aber, die ihr in so verständnisvoller Weise das Mittel gegeben hatte, aus dem ihre zermürbte Seele den Geilheit künftige, hatte sich wieder, wie das erste Mal, unmerklich aus dem Staube gemacht und ihre Lis allein gelassen mit dem neuen Klange, dem Rauschen und Singen im Herzen.

„So ist's recht!“ hatte Doktor Werner gesagt, als er seine Patientin am Nachmittag besuchte. „Sie haben ja auf einmal rote Wangen bekommen, und in den Guckadeln läßt es sogar schon wieder. Na, da will ich nur gleich heute mit meinem Anliegen herausschicken. Ich habe da nämlich eine Patientin, eine alte, fränkische Dame, die noch auf ein paar Wochen an die Luft muß und dazu eine Begleiterin braucht. Wie wäre es, Fräulein

Die Ostafrikanischen Inseln

Von Prof. Dr. Keller. Mit 53 Illustrationen und vielen Karten. Preis 7 Mk., jezt nur 45 Pf. Elegant gebunden jezt nur 75 Pf. (Nach auswärts 80 Pf. Porto extra).

C. J. Krüger, G. m. b. H. Westenhellweg 9. Dortmund. Krüger-Passage.

Brendelius, mit Ihnen, Sie sind frei, unabhängig, und eine kleine Reize würde Ihnen gewiss auch nur gut sein. Die Dame ist sehr verständig, sie wird sich dort — es soll nach Thüringen gehen — mit Ihnen in eine Pension begeben und Ihnen auch eine entsprechende Vergütung zahlen. Wo Fräulein Brendelius, abgemacht, — ja?

Er hielt ihr seine große, schönegeformte Hand hin, und sie legte rasch ihr noch schmaler gewordenes Händchen hinein. Und ihre Augen leuchteten und lachten.

Jetzt war sie mit Frau Müller-Grieg auf der Fahrt nach Eisenach. Oh, wie sie sich freute; wie unabhängig sie sich auf die nächsten Wochen freute! Sie wußte genau, was ihrer harzte, wußte, daß sie nun den deutschen Wald kennen lernen würde an jener Stelle, wo sein Herz war, wo es am lauteften schlug. Sie wußte, daß sie die Wartburg sehen würde inmitten des zauberhaften Grüns junger Eichen und Tannen, hoch über aller Schönheit und Lieblichkeit thronend, mit der dieses Erdenfledchen so überreich ausgestattet ist. Ah, wenn man dort oben stand, dann würde man gewiss nur Frohes und Glücklich denken können, würde nur noch das Schöne und Liebliche sehen im eigenen Leben — denn wer auf dem geheiligten Boden der Wartburg gewelt hatte, der war gewiß, unsichtbar gegen alle Wölfe und Riebrige, das es in der Welt gab.

Unausgesprochen raste der Zug weiter. Vorüber an Weimar, Erfurt, Gotha. Jetzt war es nur noch eine halbe Stunde bis zum Ziele. Lisbetha kochte zum ersten Male die Schauer der Erwartung, der Ungeduld, die die Minuten zu Ewigkeiten stempeln. Denn damals, bei ihrer Fahrt nach Eisenach, war sie auf dem Schiffe von dem Augenblick der Ankunft überrascht worden, und noch früher, bei ihrer ersten Reize nach Berlin, war so viel Trauer und Bangen in ihr gewesen, daß jedes Gefühl froher Erwartung dadurch von vornherein erstickt ward.

Frau Müller-Grieg erwachte. Sie sah teilnahmslos zu, wie Lisbetha fiebernde Hände das Handgepäck aufzumentastete. Sie war ja so müde, so sehr müde! Wenn es nur recht warme, sonnige Tage gab, damit sie im Freien sitzen konnte! Dann mochte die Lis herumlaufen nach Gergenslust. Nur an Regentagen, da mühte sie bei ihr sein, ganz dicht an ihrer Seite, denn da fürchtete sie sich.

Der Zug stand still. Leichtfüßig sprang Lisbetha heraus, winkte einen Träger für das Gepäck herbei und half der alten Dame beim Aussteigen. Es war ein Jubel in ihr, ein Freuen, ein Glück, als wandte sie in seltsamen Gedanken, fernab von allem Irdischen. Wie im Traum fuhr sie an Frau Müller-Griegs Seite durchs Rikolator in die alte Stadt, hinein ins liebliche Rikolator, das nun für eine Reihe von Wochen ihre Heimat war. (Fortsetzung folgt.)

Reisebilder aus Togo und Kamerun.

Von Clara Brodmann.

II.

Ein Ausflug nach der Goldküste.

Die Goldküste zerfällt in drei Bezirke: Souther, Ashanti, Northern. Die reichen Goldfelder, deren das Land seinen Namen verdankt, liegen meist im westlichen Distrikt. Der Ausgangspunkt für den Goldverkauf ist Sekondi, ein Dampfschiffplatz an der Westküste. Die Bergangeheit des Landes ist kein unbedeutendes Blatt. Wir besitzen ziemlich genaue Berichte über ihre Entwicklungspunkte und jeweiligen Besitz. Schon vor Christi Geburt bestand ein Handel des Phönizier aus Karthago mit den Eingeborenen der Goldküste, und zwar bezogen die Karthager ihre berühmten Kriegselefanten von dort. Am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts landeten zuerst Portugiesen, die zweiwundert Jahre später von den Holländern vertrieben wurden. Kurze Zeit darauf kamen auch Engländer, Deutsche und Dänen, die hier Forts anlegten. Als Gelehrter für Kolonialpolitik betrieb und eine Geomach gründete landete Otto Friedrich von der Groeben Ende des sechzehnten Jahrhunderts und führte die brandenburgische Flotte auf einer Anhöhe. Und weil seiner Charakteristiken Durchlaucht Namen in aller Welt groß ist, also nannte ich auch den Berg „den Großen, Friedrichs Berg“ schreibt er in seinem Bericht. Das war Deutschland's erste Kolonie auf afrikanischem Boden. Leider geriet sie wieder in Verfall. Sklavenhandel und Kleinhandel setzten ein. Im Jahre 1850 kauften die Engländer die letzten dänischen Forts auf, 1872

wurde die Goldküste nach freibleibiger Einigung mit den Dänen eine englische Kolonie. Allein im Innern nach und drödelte es von Aufständigkeiten, und nach im Jahre 1900 hatten die Engländer blutige Kämpfe mit den umwohnenden Afrikanern in der Hinterlande zu bestehen. Durchwegs aber ist eine vorgeschrittene Zivilisation die Folgeerscheinung des Alters der Kolonie, aus dem gleichen Grunde auch ist die englische Sprache hier weit besser durchgedrungen als in Togo die deutsche.

Einige Herren, Dampferkapitäne von der Küste, erwarteten mich bereits in Quittah und hatten für meine Unterkunft in der Norddeutschen Mission gesorgt. Sympathisch begrüßte es mich, als zwei freundliche Schwedinnen mit kleinem Wägen über den Madonnensteinen, mich in deutscher Sprache bewillkommen und mich in ein lauberes, blumenduftiges Zimmer führten. Wie viel furchtlose Reize liegt doch im Wägen! Ich hielt mich für eine kleine Frau des Alters, eine sehr garbe Brünnet, später auf dem Tennishof zu mir, als wir von den Schwedinnen sprachen. Sie war im übrigen außer ihnen die einzige Europäerin in Quittah und stand, fiebergeglüht, mit einem Körpergewicht von kaum achtzig Pfund dicht vor der Heimeise. Ihre ganzen Kenntnisse in der Sprache unseres Landes, das sie einmal bereist hatte, beschränkten sich auf ein Wort; lachend, stöhnend sprach sie aus: „Der — so — ten.“ Ich trant schnell ein Glas Wasser.

Aber mit ihrer Behauptung hat sie recht. Man stelle sich einmal vor, was das heißt, als deutsche Dialekt in englische Unterarten — das sind doch die Missionsschüler — zur Kreuze gegen ein fremdes Königshaus und Volk erziehen zu müssen gegen ein Volk, das kalt und kritisch über solche Weltweisen in seinem Lande wacht und nur bedingte Zustimmung gibt. Einzig die Liebe zum eigenen, die nationalen Unterschiede ausgleichenden Christentum läßt solche geduldige Unterordnung verständlich erscheinen. Noch schärmer eigentlich sind die armen katholischen Schwedinnen daran, die in diesen politischen schwierigen Verhältnissen noch auf die einfachsten Ansprüche der Wohnlichkeit verzichten müssen, höchst stiefmütterlich bedacht, ohne Veranda — der Wohnraum der Europäer in den Tropen — unter halbherzigen Dächern leben, und liegt eine von ihnen zur Regengzeit feierlich auf Bett, muß ein aufgespannter Schirm Schutz vor der herabstürzenden Wölfe gewähren. Doch ihr heroischer Niesewille übertrifft alle diese Härten.

Der Safteln, im Dampfe eiserner Arbeitsverhältnisse, den fremden Rändern und Jonen steht, den beständig wohl ein Gefühl neidolles Verlangens nach all den buntschillernden Tropenherlichkeiten. Doch möge man bedenken, daß Unwahrheit, Gleichförmigkeit, Erbschneiderei und ein Gerichten in Klang und Freiheit, verdrängt von der Dummheit, schändlicher Sklavinnen, weiß nur in schlanker Phantasie auf dem Papier stehen. Die Wirklichkeit zeigt ein erstes, oft von unerklärlicher Mühsamkeit durchführtes Geschäft. Verantwortung, ungenügende Arbeit in tödlich erschöpfenden Klimate, Verzicht auf selbstverständliche, allgemeine Kulturbedürfnisse, das ist das Tropenleben. Viel stiller Gelbentum liegt in der Monierarbeit unserer kolonialen tapferen Arbeiter, denen das höfliche, fiebergeglüht unentwegt zur Seite steht. Nichts, Reich, Hochachtung soll man ihnen geben, deren 50. Geburtstag nicht von Feuerwerk umschlungen wird, deren weltferne Kämpfe kein feierliches Denkmal überbaut.

Die Moskos schenken mich beinahe auf in Quittah. Mein frisches, deutsches Blut war ein nicht alltäglicher Lederbüß für sie, und andauernd hatten sie mich mit Seilmat und andauernd hatten sie mich, was leider keinen Eindruck auf sie machte. Man tröstete mich, daß es meist Culex seien, die tagsüber stechen, keine Fiebermücken. Ich danke auch für Culex. Sie können noch viel schlimmere Krankheiten als nur Fieberanfalle heraufbeschwören. Auch das Gedächtnis leidet in dieser feuchten Trübsie, und die Bezeichnung weh-coast-memory ist ein alter landläufiger Ausdruck. Damen wissen ihr Alter nicht mehr, Herren vergessen ihre Rechnungen zu bezahlen, man verzagt, Briefe zu beantworten, Glimm zu nehmen, Veranschlagungen zu bewahren. Und manchmal passiert es, daß einer sich selbst vergißt. Dann kommt er in die Isolierkabine des Dampfers und wird als interessanter Fall nach Europa gebracht.

Jeder fünfte Tag ist Martitag in Quittah; ich erinnere gerade solchen und konnte die Landesproben für feilhaltenden und feilschenden Weibern aufgestellt sehen: Kaka, neben dem Gold der wichtigste Ausfuhrartikel der Kolonie, Gummi, Palmkerne, Kolanüsse, Kopa und das auf höchst primitive Weise aus dem Saft der Lagunen gewonnene Salz. Groß ist der Rufumtum des Landes, reiche eingeborene Händler, die ihre Waren wieder im Innern absetzen, kaufen ihn in Mengen an der Küste auf. Am lebhaftesten entfaltet sich der Handel in Quittah in den Monaten April bis September, zugleich der ungeschäftigen Zeit, in der die Lagunenwasser das Land überfluteten und die Verkäufer, meist Bauern, Fischer, Weber, Goldschmiede, sich die billige Beförderung mit Booten zunutze machen und in Scharen aus den Nordwestküsten herüberkommen. Bezeichnend für die Marktentfaltung deutschen Handels ist es übrigens, daß nicht weniger als fünf deutsche Firmen, neben einer einzigen englischen, in Quittah am

Als ich vom Marktbesuch heimkehrte, stand mir im Hof des Missionshauses Bariumnatriumpilz entgegen, es waren die himmlischen Töne des „Ave verum“. Woher in Quittah? Das sind zwei Welten, die sich nicht verstehen. „Ave, trauete Bilder guden auf.“ Meine Schritte wurden schärmer. „Nag mir nicht etwas ins Auge — Heimweh? ... Weg damit —“

Ich jützte die Treppen hinauf, der ewigen, traurig-schönen Melodie entgegen. Und sich! — eine Schwärze lockte sie aus dem Instrument, eine große, gutgewachsene Person mit ernst, dunkel-schielenden Augen. Sie schloß die richtigen Taktien an, aber ihr Herz begreift nicht, was sie spielt. Neben ihr steht ein verwelktes, dunkelgelbes Wesen, das mir schüchtern lachend die Hand entgegenstreckt. „Das ist Margarethe“, sagt die Schwester. „Sie ist in Deutschland gewesen und kann Deutsch sprechen.“

War's möglich? Diese Augen sahen einst in die Schönheit meines Vaterlandes hinein, in seine feingrünen Saaten und stillen, heubühnenden Bauernhöfen, seine menschenwimmenden Großstadtsirassen, seine Hochburgen der Arbeit, wo der Brand der Felsen und Werke den Nachthimmel rötet? Mein ganzes Herz flog diesem alten Negerweib entgegen. Und es zeigte mich, sie trotz des sanften Vorwurfs der Dialektistin ein wenig in Verlegenheit zu bringen. „Was ist schöner, Deutschland oder Afrika?“ fragte ich sie. Ihre Antwort war lieb und flug zugleich: „Deutschland ist schöner, aber Zogoland ist die Heimat.“ Da ich nur ein paar Tage an der Goldküste war, sollte ich eigentlich gar nichts schreiben, aber mancher sieht in zwei Stunden von einem Lande mehr als ein anderer, der zwanzig Jahre darin verweilt liegt. Inseiner — auch meine Weisheit verdroht allmählich, wenn ich noch erzählt habe, daß meine Träume mich mit der Lieberzeugung gestreuten, daß sie davonliefen. Die englischen Boosleute, die ich zur Heimeise engagieren mußte, forderten in hellem Mahnwahn achtfachen Lohn, allein ich mußte die Verwappungsserie fingen. Umsonst sind eben nur die andauernden Dampfschiffe, die man nimmt. Verabschieden wir uns also von diesem faden, durchgluteten Land, in dem man weniger Erholung und Sauberkeit, Kaffeegeiß, Klatsch und Klatsche findet als bei uns. Denn was sollte ich noch berichten? Halt — da fällt mir ein, Morbgeschichten hörte ich ja von recht interessanten Niederbegräbnissen und blondgebliebenen Kriegerinnen, die jüngst die Goldküste bereisten, vermuthlich, um etwas weiblichen Charme dahin zu tragen — aber, so viel ich auch finne — ich hab' sie vergessen — weßt coast memory!

Mannigfaltiges.

— (Ein Kassenmagnet.) Der „Theaterkurier“ brachte folgendes Inserat: „Theaterdirektoren — Achtung! Sehen Sie sich an und von mir mit Vertriebe übernehmen: Das Drama von Caragiale, Drama in 4 Akten von Lorenz Brell. 1. Bild: „Der Verführer von Belgrad“. 2. Bild: „Familiengeld im Schloß Konopist“. 3. Bild: „Unter Wärdern“. 4. Bild: „Im Tode vereint“. Zum Schluß großes Tableau. Leicht zu geben, 4-5 Herren, 2 Damen. Einfache Dekorationen. Kollegen, ein Schläger, ein Kassenmagnet für die flauen Sommeranale! Vollständig gedrucktes Material inkl. Aufführungsrecht 15 Mark. Nur Resellungen, die bis 21. Juli eingehen, können noch berücksichtigt werden. Off. sind zu richten an Dir. Heinrich Wetzel, Verbsleben (Gotha).

Zum österreichisch-serbischen Krieg.

Finanzielle Mobilmachung.

Die unheimliche, Kriegerdrohende Weltlage, die die österreichische Kriegserklärung an Serbien geschaffen hat, lenkt den Blick ganz naturgemäß auf unsere finanzielle Kriegsbereitschaft, die, wie gleich vorher bemerkt sein mag, nichts zu wünschen übrig läßt. Sehen wir zunächst einmal, welche Kosten für einen zukünftigen Krieg auf Grund der in früheren Kriegen gemachten Erfahrungen in Anschlag zu bringen sind. Wenn man bedenkt, daß im russisch-japanischen Kriege Ausland pro Mann und Tag 10 Mark aufrufen mußte, und daß im deutsch-französischen Kriege die Ausgaben pro Mann und Tag auf 8 Mark zu berechnen sind, so wird man angetan, der verneuertem Lebenslage heute damit rechnen müssen, daß pro Kopf und Tag heute ein Aufwand von 10 Mark nötig ist. Dabei darf freilich nicht außer Betracht bleiben, daß bei den Serben der Gegenwart eine lange Dauer eines inneren gestrichelten Krieges der Großmacht als aus geschlossen gelten muß. Immerhin wird man gut tun, zur Vermeidung eines Trugschlusses die Dauer eines Zukunftsrieges auf ein Jahr zu berechnen. Nimmt man das an und legt der Berechnung eine am Kriege beteiligte Truppenmacht von 3 Millionen Köpfen zu Grunde, so ergibt sich für einen zukunftsrieg von einjähriger Dauer ein Kostenaufwand von rund

11 Milliarden Mark.

Von dieser Summe würde ein Hauptteil, der

mit 1/2 des Gesamtkrieges nicht zu hoch berechnet ist, schon in den ersten Wochen der Mobilmachung fällig werden, da der Aufwand und die Finanzierung der Leistungen bedeutende Summen in Anspruch nehmen. Diese rein militärischen Mobilmachungskosten erhöhen sich weiterhin noch durch den gesteigerten Bedarf von Handel, Industrie und Landwirtschaft, der dem Geldmarkt zu beträchtlichen Belastungen durch die Geldbedürfnisse von Handel, Industrie und Landwirtschaft mit 1000 Millionen Mark und die Aufwendungen der angestiegen gewordenen Später mit 200 Millionen Mark an, so ergibt sich ein Gesamtbedarf von 2000 Millionen Mark, der für die ersten Mobilmachungswoche eines europäischen Krieges vorhanden ist.

Wir haben die Veranschlagung, daß die finanzielle Leistungsfähigkeit und Bereitschaft Deutschlands, die in Frankreich zumal in jüngerer Zeit häufig angezweifelt wurde, so hochentwickelt ist, daß die Deckung der entstehenden Bedarfsquote dem deutschen Geldwesen keine Schwierigkeiten bereitet. Ist doch unser Volkswesen im Laufe der langen Friedensjahre in ungeheurem Grade erparnt. Nach einer Schätzung Schmollers aus dem Jahre 1902 war das deutsche Nationalvermögen damals mit 200 Milliarden anzunehmen, und seither kann man gut und gern mit einer durch die Ersparnisse bedingten Anreicherung von 2 bis 3 Milliarden im Jahre rechnen. Berücksichtigt man daneben die Wertzuwachssteigerung, so dürfte eine Schätzung des deutschen Volkswesens auf 240 Milliarden Mark kaum zu hoch gegriffen sein. Fügt man weiter hinzu, daß das Gesamtvermögen des deutschen Volkes auf rund 30 Milliarden zu berechnen ist, so würden 5 Prozent des Volkswesens oder 3 Prozent des Volkseinkommens genügen, um die Gesamtkosten eines einjährigen Krieges zu decken.

Das sind Ausfälle, die durch die Ersparnisse in vier bis fünf normalen Friedensjahren bequem wieder eingebracht werden können. Dazu kommt, daß Deutschland auch in Sachen der Staatsschulden ungemein besser gestellt ist als andere Länder. Während von der Staats Schuld auf den Kopf der Bevölkerung in Frankreich 518,32 Mark, in England 390,73 Mark entfallen, beläuft sich der Betrag für Deutschland auf nur 309,49 Mark, wobei nicht außer acht bleiben darf, daß über die Hälfte der deutschen Staatsschulden in produktiven Unternehmungen wie Eisenbahnen und Bergwerken verborgen liegen und nicht auf den Staat als Lasten angesetzt werden. Und daß unsere Grobkassen alle Eventualitäten gegenüber hart genug gerüstet sind, um ihrerseits die Notwendigkeit der Mittel in kritischer Zeit zu verbriefen ist eine Tatsache, mit der so sicher gerechnet werden kann wie mit der starken Goldhaltung der Reichsbank, in der die finanzielle Kriegsbereitschaft des Deutschen Reichs ihren imposanten Ausdruck findet. Kurz, wir haben die beruhigende Sicherheit, daß

Deutschland finanziell auf alle Fälle gerüstet und daß das deutsche Volk nach Maßgabe seines Einkommens und Vermögens durchaus befähigt ist, die Lasten eines Krieges zu tragen.

Werden die Kriege blutiger?

Wenn die Kriegsanfänge gellt, dann beginnt die goldene Entzeit des Schmiters Tod. Er heißt nicht auf hoch und niedrig, er achtet nicht Würde und Würde, er schont weder Jugend noch Alter. Obn Unterlag schreiet er durch die Reihen und mäht mit furchtbarem Sieb die Menschenhaufen. Und in unseren Tagen schaut sein grimmiges Schredensantlitz fast noch grausamer drein wie ehemals, denn die Weite ist längst nicht mehr so reichlich, und „Männer mordende Beschloßungen“, in denen sich die Geete wild aufreiben, sind heute schlechterdings nicht mehr möglich. Das ist ein wenn auch schmaler Trost in diesen trüben Tagen, wo das Schredensgesicht des Weltkrieges am Himmel droht, daß der Todesgoll der kriegführenden Parteien trotz den modernen Niesenheiten und den furchtbaren Vernichtungsmitteln, die der Menschengeist unserer Zeit erdormen, weit geringer ist als ehemals, wo die Kriegsunst, an ihrer heutigen Höhe gemessen, noch in den Kinderstuben steckte.

Allerdings, den Verichten aus klassischer Zeit, die von Hunderttaufenden, die auf dem Schlachtfeld starben, zu melden wissen, ist nicht ohne weiteres Glauben zu schenken. Aber wir wissen doch andererseits fast mit Bestimmtheit, daß beispielsweise Hannibal allein bei seinem Zug über die Alpen die Hälfte seiner Krieger verlor, und er war dann noch so mächtig, daß er seinen kühnen Siegeszug auf italienische Erde unternehmen und bei Cannä die Römer darauf auf Haupt schlagen konnte, daß 23 Prozent der Lateiner auf dem Schlachtfeld fiel. Ein derartiger Prozentsatz sieht glücklicherweise in der Geschichte einzig da und ist wohl kaum auch nur annähernd wieder erreicht worden, wenn es auch noch Jahrhunderte dauerte, bis sich beim Sieger die Achtung aus vor dem geschlagenen Feinde durchdrang und die grausige Sitte ausstarb, ein besiegtes Volk bis zum letzten Manne auszuraub, ein besiegtes Volk bis zum letzten Manne zu töten. Das letzte Schreckensbild eines solchen Vernichtungskrieges ist der unglückselige Dreißigjährige Krieg, der unser Vaterland an den Rand des Verderbens brachte und in dem noch zuverlässigen Schätzungen drei Viertel der Einwohner Deutschlands den Tod fanden.

So eigenartig es klingen mag, man kann fast sagen, je künftiger Menschengeist am Werke war, desto geringer wurde die Zahl derer, die ihnen zum Opfer fielen. Das erhellt sehr anschaulich aus einer Statistik, die der bekannte Breslauer Professor Hermann Müllner, der in der Zeit- und Sozialwissenschaften eine reiche kriegerische Erfahrung gesammelt hat und als eine Kapazität auf diesem Gebiete gilt vor einiger Zeit in der „Deutschen Revue“ mitgeteilt hat. Nach ihm betragen in den Kriegen Friedrichs des Großen die Verluste durchschnittlich 20 Prozent (dies sind nämlich die ersten Kriege, über die uns zuverlässiges Zahlenmaterial vorliegt). In den napoleonischen Kriegen ist die Zahl schon um 4 Prozent gesunken und beläuft sich nur noch auf 22 Prozent. In den großen Schlachten der späteren Zeit sind dann die Verluste selten über 15 Prozent hinausgegangen. Die gleiche Tatsache ergibt sich, wenn man die absoluten Zahlen, der verwundeten und Toten rechnet. Das preussische Heer verlor z. B. in der Schlacht bei Prag 12.000 Mann; Deutschland mit seinen 46 Millionen Einwohnern brachte in dem deutsch-französischen Kriege in der blutigen Schlacht des Feldzuges, bei Orléans hingegen den im Verhältnis verhältnismäßig geringen Todesgoll von 16.000 Mann und bei Sedan fielen gar nur 8000 Mann. Was die Gefährlichkeit der einzelnen Waffengattungen anbelangt, so haben sich, was ganz im Einklang mit unseren vorherigen Ausführungen steht, trotz der außerordentlichen Entwicklung der Artillerie die Artillerieverwundungen nicht erheblich vermehrt. Noch immer ist das Infanteriefeuer das mörderischste. Da der moderne Krieg den Kampf zu einem großen Teile ausschaltet, so haben Gieb- und Stichwunden gegen die Kriege der Vergangenheit außerordentlich abgenommen, und sind heute fast ohne praktische Bedeutung. 1870-71 kamen auf rund 95.000 Wunden nur 571 Gieb- und 10.245 Stichwunden, d. h. 6 Prozent und 13 Prozent. Die Stichwunden sind dabei auch die ungeschädlichsten. Aber die Verletzungen, die durch Stieh mit Range oder Bajonet verursacht werden, sind ebenfalls nur selten tödlich. Unter den Bajonetverletzungen von 1870 führten 5,5 Prozent sofort zum Tode, also eine verhältnismäßig kleine Zahl. Die schwersten Verwundungen in den Weichteilen sind auf das Konto der Artilleriegeschosse zu setzen. Granaten können, ohne zu treffen, den ganzen Körper mit kleinen Brandwunden überziehen, die von Sprengstoffpartikeln und feinsten Metallspitzern herrühren. Recht häufig sind die Verwundungen der Weichteile durch Schrapnellstückeln. Die modernen Artilleriegeschosse verursachen bei Weichteilverwunden so kleine Ein- und Ausstöße, daß man Schwerkugeln haben kann, die so finden. Häufig werden dadurch auch die großen Blutgefäßstämme und die Nervenstämme verletzt. Bei den Knochenverletzungen ist die begleitende Weichteilverwunde wichtiger als die Verletzung des Knochens selbst.

Neben der allmählichen Ausschaltung des Kampfes oder doch seiner Einschränkung ist es wohl in erster Linie das moderne Kriegs-Sanitätswesen, auf dessen Konto die unvermeidbare Tatsache gut aufgeschrieben ist, daß die Kriege unblutiger werden. Es liegt auf der Hand, daß von einer Kriegskrankenpflege im eigentlichen Sinne erst seit höchstens zwei Jahrhunderten die Rede sein kann. Die ersten Kriegslazarette gründete König Friedrich I. Es versteht sich, daß seither die in jedem Kriege gemachten Erfahrungen zur Verbesserung des Sanitätswesens führten und insbesondere auch eine Vermehrung der Menge und Krankenpfleger im Gefolge hatte. Als Grundprinzip eines wohlgeordneten Sanitätsdienstes gilt heute der Transport der Verwundeten und die Krankenpflege, welche den Gefahren, die die Anführung von Verwundeten mit sich führt, fernhält. Unsere Lazarette und Militärzüge, die im Jahre 1880 zuerst durch Gismach angeregt und dann im amerikanischen Bürgerkrieg mit großem Erfolge zum ersten Male zur Anwendung kamen, sind in dieser Hinsicht schlechterdings als vollkommen zu bezeichnen, so daß die Gewähr für eine humane und gute Behandlung und Rettung der armen Verwundeten gegeben ist. Daß die ärztliche Kunst gerade in der neuesten Zeit auf dem Gebiete der Kriegschirurgie riesige Fortschritte gemacht hat, liegt auf der Hand. Um die besondere Durchführung des antiseptischen Prinzips auf dem Schlachtfeld hat der geniale Ernst von Bergmann sich hochverdient gemacht. Er hat gelehrt, daß die Schwerkunden trotz ihrem Bakteriengehalte als nicht infiziert zu betrachten sind, weil der Körper die Infektion überwindet. Er hat die Sonde verbannt und die Fingerunterstützung der frischen Wunde als Sanitätsfehler gebrandmarkt. Und während in früheren Kriegen der Hauptgefahr der Fäulnis darin bestand, die Wunde herauszubekommen, hat man heute die fäulnisgelebene Wunde an und für sich ein sehr unschädliches Ding erkannt, das fast immer ohne Reaktion einheilt und sich abheilt. Dann hat man heute mit den graziösen und weilt so unumgänglich Amputationen der Gliedmaßen, die ehemals im Feldlazarett an der Tagesordnung waren, zum größten Teile aufgeräumt, und das Grundprinzip ist jetzt, dem getroffenen Glied durch einen Verband mögliche Ruhe zu schaffen.

Es gehört zu den Vorsehungen der Weltgeschichte, daß in fast allen Kriegen Krankheiten bei weitem größere Verluste verursacht haben als die Waffen. Durch Kriegsepidemien sind ganze Heere

tionen, Gelenks-
 dem ähnlich Leidenden
 wärmstens empfehle.
 Offen-Ruhr, Heftend 3.
 Karl Schlemke,
 Viele Dankschreiben be-
 stätigen es, doch Einzel-
 kreuze das beste Mittel ge-
Gleiche, Kräfte und
Gutausschlag
 ist, in allen Krankheiten
 haben. **Dr. med. Carl**
 Tapf 3 R. Tel. Baden, d. 1.
 North, Düsseldorf, Zalfst.

) und Trischen
 aller A



und Darmkrankheiten,
 marksleiden, **Syphilis**,
Rheumatismus und
 heilung (operationslos) 1119
 e Behandlung.
 Tagen

Dortmund
 Kaiserstrasse 56
 vormittags.
 Patienten behandelt.